

Westpreußen

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



2. (77.) Jahrgang, Heft 2
Sommer 2025
€ 9 (D) 35 zł (PL)



Westpreußen-FOKUS
Die Magie historischer Daten

DANZIGER BASTIONEN
Von der Fortifikation zum Landschaftspark

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 5 AUF EIN WORT: Sind wir uns unserer Welt so sicher?

PANORAMA

- 6 »Eine ganz andere Klientel im Haus als sonst« – Seit April 2024 leitet Martin Koschny kommissarisch das Westpreußische Landesmuseum
- 8 Begegnung mit dem Danziger Auerochsen. Die früheren Wehranlagen laden zu erholsamen Spaziergängen ein
- 11 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Marienburg und Thorn



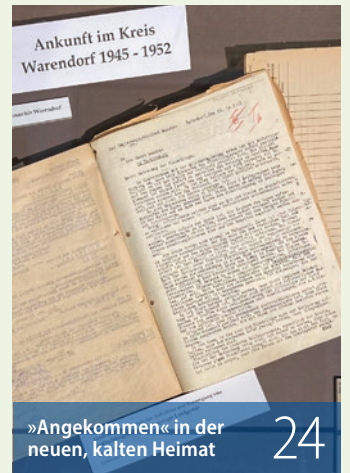
Eine neue Chance für das WLM

6



Hinter der Steinschleuse von Danzig: ein Naturparadies

8



»Angekommen« in der neuen, kalten Heimat

24



Die Geschichte eines Guts und seines Herrenhauses im Kreis Pr. Stargard

28



Ein TikTok-Star aus Danzig

34



Thesen zur Verortung Polens in Europa

36

15-23 Westpreußen-FOKUS

Die Magie historischer Daten

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 24 Angekommen – Die Integration der Vertriebenen in Deutschland
- 26 Komplizierte Annäherung an eine historische Orgel – Anschaulicher Bericht zu ihrer Wiederherstellung

GESCHICHTE UND KULTUR

- 28 Das Gut Stecklin und das Herrenhaus aus Lärchenholz. Ein Beitrag zur Ortsgeschichte des Kreises Pr. Stargard
- 32 IN DEN BLICK GENOMMEN: *Kornblumenblau* von Susanne Beyer sowie *Nord* von Merethe Lindström
- 34 Oma Lotti – die späte, steile Medienkarriere einer hochbetagten Westpreußin

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 35 *Alea iacta est* – Neue politische Realitäten und ihre Folgen für die Vertriebenenpolitik, deutsch-polnische Beziehungen und die deutsche Volksgruppe in Polen
- 36 Für Heimat, Freiheit und Menschenrechte – Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2025 für Vitali Klitschko
- 36 Polen und die »Kultur des Südens« – Marek Cichockis Plädoyer für eine Neuorientierung

RUBRIKEN

- 4 Vorhinweis auf den Westpreußen-Kongress 2025
- 38 Neuerscheinungen
- 39 Impressum / Autorinnen und Autoren
- 40 Zum guten Schluss

TITELBILD Restaurant in dem Gebäude am Thorner Altstädtischen Markt, in dem 1875 die polnische »Wissenschaftliche Gesellschaft in Thorn« (TOWARZYSTWO NAUKOWE W TORUNIU) gegründet worden ist. Im Schaufenster spiegeln sich die Hauptpost und der Turm der Universitätskirche wider.

FOTO: URSULA ENKE

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der beiden zuletzt erschienenen *Westpreußen*-Ausgaben:

- Frühjahr 2025: Meeresgott
- Winter 2024: Schlochau

Westpreußen-FOKUS

15

Der Zahl 100 wird in unterschiedlichen Lebensbereichen – und nicht zuletzt in der Historiographie – großer Respekt gezollt. Sie steht, wie Erik Fischer in einer Hinführung zeigt, im Zentrum einer **Magie historischer Daten** der Geschichte, denen für die Strukturierung unserer Erinnerungskultur eine übertragende Bedeutung zukommt.



16

Unter dem Titel **1025 – Das Doppelkönigsjahr der Piasten** erläutert Martin Koschny die Prozesse und geschichtlichen Kräfte, die zur **politischen Formierung Polens vor 1000 Jahren** beigetragen haben. Damit erschließt er Ereignisse, die nicht nur einen Höhepunkt, sondern auch einen Prüfstein der mittelalterlichen polnischen Königs Idee bildeten.

19



Vor 500 Jahren vollzog Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach den folgenreichen Übergang **Vom Großmeister zum weltlichen Landesherren**. In seinem Beitrag zu dieser komplexen Thematik verfolgt Peter Paziorek die verwickelten historischen Voraussetzungen dieses Umbruchs, der im Jahre 1525 **Die Staatswerdung Preußens** ermöglichte.

vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die erste Nummer dieses Jahrgangs hat bei Ihnen so viele Reaktionen hervorgerufen, wie sie uns aufgrund von inhaltlichen Fragen bislang nicht einmal näherungsweise erreicht haben. Die Veränderungen, die wir bei der № 1 vorgenommen hatten, waren aber auch »mit Händen zu greifen«, weil wir eine neue Papierart gewählt hatten. Deren Haptik ist offener und rauer und lässt zugleich eine höhere »Natürlichkeit« assoziieren, und so ging unsere Hoffnung in Erfüllung, dass der Wechsel von Ihnen einhellig als positiv eingeschätzt würde.

Das ungestrichene Papier – denn darum handelt es sich nun – hat darüber hinaus den Vorteil, dass die Schrift erheblich größer, kräftiger und kontrastreicher wirkt. Dies war der wichtigste Grund für unsere Ausschau nach einer alternativen Ausstattung, denn wir haben vor allem Wege gesucht, auf denen die Lesbarkeit der Texte spürbar erhöht werden könnte. Dafür haben wir in Kauf genommen, dass – vornehmlich bei den Abbildungen – zwar ein weiches, wärmeres, zugleich aber auch weniger brillantes Druckbild entsteht. – Eine Vermutung, die in allen Kommentaren geäußert worden ist, trifft aber nicht zu: Auch wenn sich der Eindruck eines billigeren Recyclingpapiers einstellen mag – unsere Entscheidung hat sich auf die Produktionskosten (leider) keineswegs ausgewirkt.

Neben der veränderten Ausstattung der Zeitung möchten wir zudem auf einzelne inhaltliche Gesichtspunkte der vorliegenden Ausgabe eingehen. Zum einen findet die enge produktive Zusammenarbeit mit dem Westpreußischen Landesmuseum auch im vorliegenden Heft einen deutlichen Niederschlag; denn wir berichten nicht nur ausführlich über die aktuelle Sonderausstellung, sondern geben dem neuen Leiter, Martin Koschny, auch in einem Interview eine Gelegenheit, seine Ansätze und Pläne eingehend zu erläutern.

Zum anderen hat uns Adrian Wojtaszewski, der neuerdings gemeinsam mit Peter Neumann aus Danzig berichtet, eine Anregung gegeben, die wir sehr gerne aufnehmen: Wenn einzelne Vorgänge, über die wir Sie in den NOTIZEN informiert haben, späterhin zu abschließenden Ergebnissen gelangen oder neue Wendungen nehmen, werden wir Sie darüber ab sofort mit »Updates« auf dem Laufenden halten.

Zum dritten schließlich knüpfen wir an eine Tradition an, die – vor allem von Hans-Jürgen Schuch gepflegt – in früheren Jahrgängen unserer Zeitung von großer Bedeutung war, in den letzten Jahren aber von anderen Fragerichtungen überlagert worden ist: Wir veröffentlichen diesmal eine Güter- und Gebäudegeschichte aus dem Kreis Pr. Stargard, die belegt, welche wertvollen regionalhistorischen Einsichten solch ein im besten Sinne »positivistischer« Ansatz zu vermitteln vermag.

Wir hoffen sehr, dass bei Ihnen auch die anderen Beiträge in dieser Ausgabe auf Gegenliebe stoßen, wünschen Ihnen eine angenehme Sommerzeit und bleiben

mit herzlichen Grüßen

Ihre WP-Redaktion

Der nächste Westpreußen-Kongress soll vom 26. bis zum 28. September 2025 in Warendorf stattfinden. Der Titel lautet:

DIE KASCHUBEN ZWISCHEN ASSIMILATION UND SELBSTBEHAUPTUNG: Die verschlungenen Wege einer autochthonen Minderheit im Land an der unteren Weichsel

AUFRISS DES THEMAS

Die Kaschuben haben im westpreußischen Geschichtsbild für lange Zeit einen »weißen Fleck« gebildet: Allzu sehr war der Blick auf das deutsch-polnische Verhältnis gerichtet, so dass diese zweite slawische – und zudem unbestreitbar autochthone – Ethnie, die ebenfalls einen eigenständigen Anteil an der Entwicklung des Landes erbracht hat, kaum Beachtung finden konnte. Inzwischen aber ist die Zeit gekommen, diese »Lücke« in der Erinnerungskultur weiter zu füllen. Dabei sind die folgenden vier Phasen der »verschlungenen Wege« zu berücksichtigen:

- Nach der Gründung der preußischen Provinz Westpreußen (1772) gelingt es den Kaschuben, während der Zeit des anwachsenden Nationalismus ihre kulturelle und sprachliche Identität zu definieren und zu bewahren.
- Nach 1920 widerstehen die Kaschuben auch den Zwängen, sich unter Verzicht auf ihre nationalen Spezifika dem polnischen Staatsvolk einzufügen, das gerade ab 1945 druckvoll angestrebt wird.

- Nach 1989 werden Ansätze zu kultureller Autonomie zusammengeführt und massiv verstärkt. Die kaschubische Kultur wird – in allen Facetten der Kunst und Literatur sowie des Kunsthandwerks – jetzt nicht nur intensiv erforscht, in einschlägigen Museen bewahrt und in der Alltagskultur insgesamt höchst präsent gehalten, sondern entwickelt sich auch in der Gegenwart und Zukunft lebendig weiter.
- Ein Jahr nach dem EU-Beitritt Polens wird Kaschubisch 2005 in Polen zu einer eigenständigen Regionalsprache, die auch an der Universität Danzig studiert werden kann.

Neben dem historischen Perspektivwechsel zu einem komplexeren Miteinander dreier Ethnien und Kulturen in Westpreußen eröffnet die jetzt erkämpfte kulturelle Autonomie der Kaschuben zudem die Möglichkeit, die Prozesse der europäischen Einigung und des damit einhergehenden internationalen Schutzes von Minderheitenrechten mit in den Blick zu nehmen.

TAGUNGSPROGRAMM

FREITAG, 26. SEPTEMBER 2025

20:00 Uhr dr Magdalena Pasewicz-Rybacka, *Rahmel (Rumia/Rëmiô)*
**Das Netz des kulturellen Gedächtnisses:
Museen der kaschubischen Kultur und Geschichte**

SAMSTAG, 27. SEPTEMBER 2025

9:00 Uhr Dr. Roland Borchers, *Berlin*
**Von Florian Ceynowa über die Eheleute Gulgowski
bis zu Aleksander Majkowski – Substrate
und Konzepte der kaschubischen (Volks-)Kultur**

10:40 Uhr dr Aleksandra Kurowska-Susdorf, *Gdingen (Gdynia/Gdiniô)*
**Interkulturelle Beziehungen zwischen der
kaschubischen Diaspora und der Herkunftsregion**

12:00 Uhr Martin Koschny M. A., *Warendorf*
**Museologischer Problementwurf:
Die Kaschuben in der Dauerausstellung**

14:00 Uhr Besichtigung der Kaschubischen Abteilung und der
Sonderausstellung **Zwischen Düne und Struktur: Walter Klessing
(Danzig 1913–1990 Warendorf)** im Westpreußischen Landesmuseum

15:30 Uhr Prof. Dr. Peter Oliver Loew, *Darmstadt*
**Märchenland Kaschubei? Geschichte und Geschichten
zur eigentlichen Heimat des Günter Grass**
*Öffentlicher Vortrag des Laureaten im Westpreußischen Landesmuseum
mit anschließender Verleihung des Westpreußischen Kulturpreises 2025*

19:30 Uhr Dr. Tomasz Fopke, *Neustadt (Wejherowo/Wejrowô)*
**Cassubia non cantat? – Chorgesang, Instrumentalmusik
und Tanz in der kaschubischen Kultur**

SONNTAG, 28. SEPTEMBER 2025

9:00 Uhr N. N.
**Die Kaschuben im Spannungsfeld von Polonisierung
und Germanisierung – Beobachtungen
und Reflexionen aus der Zeit von 1920 bis 1989**

10:20 Uhr Adrian Roman Wojtaszewski, *Danzig (Gdańsk/Gduńsk)*
**Die kaschubische Landschaft, die Volkskunst, die Mythen, Symbole
und Riten im Sog von Standardisierung und Kommerzialisierung?**

ORGANISATORISCHE HINWEISE

Am 1. August wird unter der Adresse

kongress2025.westpreussische-gesellschaft.de

*eine zweisprachige Website freigeschaltet, die dann alle wesentlichen
Informationen über das Programm, die Teilnahmevoraussetzungen
und die Anmeldemöglichkeiten bieten wird. – **Alle Interessentinnen
und Interessenten werden gebeten, sich die Termine vorzumerken
und die Adresse der Kongress-Homepage greifbar zu halten.***

*Rechtliche Anmerkung: Eine Förderung dieser Veranstaltung ist beim BMI
beantragt worden. Eine definitive Zusage liegt aber noch nicht vor. Deshalb
sind alle hier gegebenen Hinweise noch als unverbindlich zu betrachten.*

WESTPREUSSISCHE GESELLSCHAFT

Mühlendamm 1 • 48167 Münster-Wolbeck

Telefon: +49 (0) 2506 / 3057-50

E-Mail: info@westpreussische-gesellschaft.de

www.westpreussische-gesellschaft.de

AUF EIN WORT



Von Militärgeneraldekan
Thorsten Kirschner

Sind wir uns unserer Welt so sicher?

Er aber, der Herr des Friedens,
gebe euch Frieden allezeit
und auf alle Weise!
(2. Thessalonicher 3,16)

Zwei Hühner laufen durch die Sonne. Scharren hier, picken da. »Als ich so alt war wie du«, sagt das ältere, »dachte ich auch, die Welt geht nur bis zum Zaun. – Heute weiß ich: Sie geht bis dort hinten zum Waldrand.«

Wenn ich jetzt lache, lache ich nicht über die Tiere. Ich weiß ja nicht einmal sicher, ob solche Fragen sie überhaupt interessieren. Ich lache über mich, weil mir jemand den Spiegel vorhält. Bin ich mir meiner Welt so sicher? Ich stelle mir vor, es sind zwei deutsche Hühner, und höre sie weitergackern: »Vor mehr als 80 Jahren dachten unsere Vorfahren, Deutschland sei die Mitte der Welt, ja, eigentlich sei es die ganze zivilisierte Welt. Deutsches Wesen, deutsche Werte – davon könnten sich die anderen alle eine Scheibe abschneiden, so dachten diese Größenwahnsinnigen. Heute wissen wir: Deutschland ist nicht der Nabel der Welt. Das ist nämlich die Europäische Union. Europäisches Wesen, europäische Werte – daran können sich die anderen nun wirklich ein Beispiel nehmen ...«

Sind wir uns unserer Welt so sicher? Vermutlich nicht. Schon die Frage ist die Antwort. Wir feiern 80 Jahre Frieden zwischen Deutschland und seinen unmittelbaren Nachbarn. Dafür bin ich dankbar. Aber es fiel mir schwer zu formulieren: Wir feiern 80 Jahre Frieden in Europa. Oder sogar: Wir feiern 80 Jahre Frieden.

Dazu weiß ich zu viel – über Belfast und Nikosia, über Srebrenica und Kyjiw. Dazu lese ich zu viel über die 28 Kriege, die die Friedensforschungsinstitute zurzeit in der Welt zählen. 80 Jahre nach Ende des Welt-Krieges bedeuten leider nicht: 80 Jahre Welt-Frieden.

Das gilt auch für unser eigenes Land. Verantwortliche aus Bundeswehr und Sicherheitspolitik wählen Formulierungen, die irgendwo zwischen Krieg und Frieden angesiedelt sind: »Wir sind nicht mehr im Frieden«, sagt ein General öffentlich. »Noch nicht Krieg, aber auch nicht Frieden«, schreibt die Bundesakademie für Sicherheitspolitik. Sie berichten von hybriden Bedrohungen und Angriffen, von politischen und moralischen Beistandspflichten.

Das ist die Gemengelage, in der wir 80 Jahre Kriegsende feiern. Feiern, warum eigentlich? Genügt nicht die übliche Jubiläums-Reihe: 10, 25, 50, 75, 100 Jahre – und dann in Fünfiger-Schritten weiter? Auch aus anderen Gründen wird es allmählich mühsam mit dem Gedenken an das Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Männer und Frauen, die uns davon berichten können, wie es war, als die Waffen 1945 endlich schwiegen, sterben aus. Aber: Gerade deshalb sind die 80 Jahre ein Grund zum Feiern! Zweifellos ist es ein gutes Zeichen für die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte, dass unser Land sich kaum noch an den Krieg erinnern kann.

Wir müssen beides gleichzeitig tun: den Frieden feiern und an ihm arbeiten. Das ist die Lehre aus 80 Jahren polnisch-deutscher

friedlicher Nachbarschaft. Der Frieden war im Mai 1945 nicht fertig. Er war auch 1950 mit dem Görlitzer Abkommen nicht fertig oder 1970 mit dem Warschauer Vertrag oder 1990 mit dem Grenzvertrag oder 1991 mit dem Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit.

In der christlichen Friedensethik verstehen wir Frieden nicht als Zustand, sondern als Prozess. Frieden heißt, dass die Verhältnisse sich in die richtige Richtung entwickeln: weg von der Gewalt, hin zu mehr Gerechtigkeit und Solidarität. Unsere Hoffnung auf Frieden ist anspruchsvoller als ein simples Friedensverständnis vom Schweigen der Kanonen.

Zum Beispiel Polen-Deutschland: Haben wir Frieden im Sinn des Schweigens der Waffen? Ja! Und dafür bin ich sehr dankbar. Zweite Frage: Ist die Beziehung zwischen unseren Nationen und Völkern nochentwicklungsfähig, ist noch »Luft nach oben« im Sinne abnehmender Aggression und zunehmender Gerechtigkeit? Auch hier lautet die Antwort wohl: Ja! Weil Frieden mehr ist. Weil Versöhnung langsam wächst und alte Wunden langsam heilen.

Christliche Friedensethik mit dem Konzept des »gerechten Friedens« hat – 80 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges – Konjunktur. Viel ist von diesem gerechten Frieden die Rede, manchmal als Hoffnung, oft als Forderung. Vielleicht verstehen nicht alle, die ihn im Mund führen, dasselbe darunter. Gerechter Friede hat vier Dimensionen: Abbau von Not, Schutz vor Gewalt, Förderung von Freiheit, Anerkennung kultureller Vielfalt. Das ist die Stärke dieser Ethik, dass der Friedensbegriff positiv gefüllt wird. Aber das macht sie auch so herausfordernd.

Selbstkritisch frage ich mich: Bin ich wie das Huhn aus dem Witz? Versuche ich gerade, meinen christlich-europäischen Blickwinkel auf die ganze Welt und ihren Frieden anzuwenden? Auch jetzt gilt: Schon die Frage ist die Antwort. Die Welt ist größer; hinter den Zäunen geht es weiter. Aber wir, Europäer, Christen, Polen, Deutsche, können etwas einbringen: unsere Idee vom Frieden – und unsere Hoffnung auf den, der Frieden gibt.

Ob dem Apostel Paulus die vier Dimensionen des gerechten Friedens vor Augen standen, als er damals an die Thessalonicher schrieb, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Aber auf jeden Fall passt das, was er schreibt, gut zu einem modernen, positiven, vieldimensionalen Friedensbegriff, der viel mehr ist als das Schweigen der Waffen: »Er aber, der Herr des Friedens, gebe euch Frieden allezeit und auf alle Weise!«

Thorsten Kirschner leitet seit 2024 als Militärgeneraldekan das Evangelische Kirchenamt für die Bundeswehr. Zuvor war der Theologe und Pfarrer der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck unter anderem als Theologischer Assistent beim Bevollmächtigten des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland bei der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union, als Referent im Bundeskanzleramt sowie als Persönlicher Referent des Evangelischen Militärbischofs tätig.

»Eine ganz andere Klientel im Haus als sonst«

Seit April 2024 leitet Martin Koschny kommissarisch das WESTPREUSSISCHE LANDESMUSEUM

Als Osteuropahistoriker bringt Martin Koschny neue fachliche Expertise ins Museum. Daneben hat er aber auch in der praktischen Museumsarbeit bereits viele Stell-schrauben für Verbesserungen in den Blick genommen. Im Gespräch beschreibt Koschny, wie seine Visionen für das Museum aussehen, schildert aber auch, warum kleine Veränderungen zusammen schon einen großen Unterschied machen können.

Herr Koschny, haben Sie sich im ehemaligen Franziskanerkloster Warendorf, dem Standort des WESTPREUSSISCHEN LANDESMUSEUMS (WLM), schon gut eingelebt?

Ich war ja nicht ganz fremd hier in der Region. Der Kreis Warendorf ist mir seit rund 25 Jahren vertraut, bestimmte Ansprechpartner in der Stadt kannte ich schon. Die Belegschaft des Museums hatte ich bereits während meiner ehrenamtlichen Arbeit im Stiftungsrat der KULTURSTIFTUNG WESTPREUSSEN kennengelernt. Dadurch wusste ich über vieles im Museum schon gut Bescheid.

Vor gut einem Jahr haben Sie in einer für das Museum schwierigen Lage die kommissarische Leitung übernommen. Wie sah Ihre berufliche Tätigkeit bis dahin aus?

Ich war zuvor sieben Jahre lang an der Universität Münster tätig und dort vor allem im Bereich Osteuropäische Geschichte. Studiert hatte ich – zunächst mit Blick auf das Lehramt an der Schule – Geschichte und Sport. Dass ich nicht immer nur rein wissenschaftlich unterwegs war, öffnet natürlich auch andere Perspektiven und dürfte zugleich erklären, warum mir der Bereich der Pädagogik sehr wichtig ist. Neben der fachlichen Expertise ist es sicher von großem Vorteil, dass Polnisch meine Muttersprache ist und ich mit den Partnerinstitutionen in Polen den Kontakt intensiv pflegen kann.

Den Gremien der KULTURSTIFTUNG WESTPREUSSEN haben Sie kürzlich einen umfangreichen Arbeitsbericht für Ihr erstes Jahr vorgelegt. Welche Fortschritte im Museum waren dabei aus Ihrer Sicht die wichtigsten?

Der traditionsgebundene Zuschnitt des Museums, das als Dokumentations- und Kulturzentrum entstanden war und einen Erinnerungsort für die heimatvertriebenen Westpreußen bildete – und in den letzten Jahrzehnten zudem kunsthistorische Themen bevorzugt hat –, ist bereits unter veränderten sowie aktuelleren Perspektiven erweitert worden, denn wir rücken in unseren

Planungen jetzt mannigfache Themengebiete wie die der Landes-, Kultur-, Sozial-, Wirtschafts- und Alltagsgeschichte in den Fokus. Dabei soll zudem der 2014 gewählte Untertitel des Museums – »Begegnungen mit einer deutsch-polnischen Kulturregion« – wieder zu neuem Leben erweckt werden. Dies betrifft zum einen die ernsthafte Beschäftigung mit der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte; zum anderen die Kooperationen mit den polnischen Partner-Museen in der Bezugsregion, die zügig ausgebaut und intensiviert werden sollen. Zurzeit haben wir bereits ein grenzüberschreitendes Projekt mit dem Stadtmuseum Marienburg entwickelt, und auch die kaschubische Kultur wollen wir in Zusammenarbeit mit den einschlägigen polnischen Museen deutlicher als bisher herausstellen.

Das neue Angebot an Ausstellungsthemen und offeneren Veranstaltungstypen orientieren sich darüber hinaus nachdrücklich am Standort Warendorf, damit das WLM seine Potenziale, kraftvoll auf die Stadt, den Kreis und auch die Region auszustrahlen, endlich zu nutzen beginnt. Gerade auch in diesem Zusammenhang muss angesichts der Frage, wie es mit dem Haus weitergehen soll, mit hoher Dringlichkeit die Museumspädagogik weiter ausgebaut werden – und zwar für Zielgruppen von der Offenen Ganztagschule bis zum Rentenalter. Wir können nicht mehr davon ausgehen, dass sich wie noch vor 20 Jahren aus dem Kreis der Erlebnisgeneration von Flucht und Vertreibung bereits ein nennenswertes Publikum generieren lässt. Deshalb haben wir uns erfolgreich darum bemüht, dass die Tätigkeit unserer Museumspädagogin ab dem nächsten Jahr auf den Umfang einer halben Stelle hochgestuft wird.

Nicht zuletzt hat der Arbeitsbericht etliche Aktivitäten und Erfolge auf der infra-

strukturellen Ebene verzeichnet, auf der es jenseits der Ausstellungsflächen im ganzen Haus um eine quasi neue Raumordnung geht. In diesem Rahmen haben wir insbesondere mit der Optimierung der Inventarisierung und des Bestandsmanagements begonnen und sind zuversichtlich, dass wir bald schon viel mehr aus unseren Sammlungsbeständen machen können.



Die gerade zu Ende gegangene Sonderausstellung über den in Danzig geborenen Satiriker und Zeichner F. K. Waechter war ungewöhnlich witzig und frech. Ein neuer Akzent für das WLM?

Ja, das stimmt, wobei wir einige der provokanteren Arbeiten Waechters als digitale Bildstrecken auf Tablets gezeigt haben, sie waren also etwas versteckter ... Wir haben für diese Ausstellung an ausgewählten Stellen Anzeigen geschaltet, und es hat sich gezeigt, dass daraufhin wohl auch aus Münster Gäste angereist sind, die Waechters Karikaturen noch aus der Zeit um 1968 kannten und ihn jetzt noch einmal sehen wollten. Unsere Museumsaufsicht hat mir geschildert, dass am Wochenende eine ganz andere Klientel als sonst im Haus zu sehen gewesen sei. Wir hätten diese Ausstellung sogar noch länger zeigen können, denn nach dem Ende der Laufzeit kamen noch regelmäßig Gäste speziell wegen Waechter ins Museum, die wir dann aber leider enttäuschen mussten.

Das Projekt »Gesichter Warendorfs«, das zurzeit vorbereitet wird, wird wiederum eine neue Facette des WLM zeigen. Worum geht es dabei?

Das ist ein Projekt der Museumspädagogik. Wir wollen in der Presse einen Aufruf starten, dass Menschen ins Museum kommen können, um aus ihrer Lebensgeschichte zu

erzählen. Ich habe zuletzt immer wieder mitbekommen, dass es in Warendorf noch viele gibt, die als Kinder nach dem Zweiten Weltkrieg hier angekommen sind, von ihren Fluchterfahrungen berichten könnten oder zumindest noch um das Schicksal ihrer Eltern in dieser Zeit wissen. Wenn die Resonanz gut ist, soll daraus eine kleine Ausstellung werden, um erstmals den Erinnerungen von Menschen hier aus Warendorf im Museum Raum zu geben.

Zum selben Thema ist im WLM zurzeit die Wanderausstellung »Angewandte. Die Integration der Vertriebenen in Deutschland« zu sehen. Aber auch hier haben Sie neue Bezüge hergestellt ...

Mein Bedürfnis war es, diese Tafelausstellung durch dreidimensionale Exponate aus unserem eigenen Bestand zu erweitern. Wichtiger noch war es aber, den Blick auch in den Kreis Warendorf zu lenken, zu sehen, wie die Ankunft der Flüchtlinge und Vertriebenen hier vonstattenging. Im Kreisarchiv gab es dazu interessante Akten; einige Originalschriftstücke sind jetzt in der Ausstellung zu sehen. Man kann nachvollziehen, wie die Leute angekommen sind und wie mit ihnen umgegangen wurde. Zum Teil ist das durchaus erschreckend: Einfahrende Züge wurden von der Polizei umstellt, was fast an das Procedere bei der Ankunft der Deportierten in einem Konzentrationslager erinnert.

Im November wird sich dann ein »Fenster nach Osteuropa« öffnen. Ein neues Format – und damit nun mehr als nur »Westpreußen« im WLM?

Als Museum sind wir im Umkreis – wenn ich die Universitäten ausnehme – die einzige Institution, die sich mit Osteuropa beschäftigt. Wir sind meines Erachtens auch dafür zuständig, zu zeigen, was sich gegenwärtig in dieser Region abspielt. Wir werden neben Vorträgen, Lesungen und Buchvorstellungen zwei kleine Ausstellungen zeigen, zu jüdisch-ukrainischen Zwangsarbeitern und, noch stärker mit aktuellem Bezug, zur Opposition in Belarus.

Als kommissarischer Museumsleiter halten Sie weiterhin den Bezug zur Universität Münster und bieten im Rahmen eines Lehrauftrages Kurse vor Ort im WLM an. Hat das Museum – zugespitzt gefragt – davon auch etwas?

Für mich ist es eine ganz entscheidende Frage, ob es uns gelingt, die akademische Welt auf unser Haus aufmerksam zu machen und es als Ort für Forschung und Lehre



Bei der Eröffnung der aktuellen Sonderausstellung am 10. Mai

zu etablieren. So biete ich Blockseminare in Warendorf an, in diesem Semester zu jüdischen Spuren in Westpreußen, im Sommersemester 2026 soll es dann um die Rezeptionsgeschichte des Deutschen Ordens gehen – inklusive einer Exkursion nach Marienburg. Vielleicht gibt es dann längerfristig die Möglichkeit, daraus eine feste Kooperation zwischen dem Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte und dem WLM zu machen, ohne dass deswegen aber der Kontakt zu den ebenfalls nicht weit entfernten Universitäten in Bielefeld und Osnabrück vernachlässigt würde. Wenn ich überlege, wieviele unerschlossene Sammlungsbestände wir haben – das werden wir nie selbst allein erschließen können. Aber studentische Abschlussarbeiten und später auch Promotionsvorhaben könnten hier eine vorzügliche Basis für spannende Forschungsvorhaben finden.

Etwas ganz anderes zeigt sich gerade im Kreuzgang des Klostergebäudes: Das schien bisher eher ein Durchgangsbereich zu sein, aber nun gibt es dort Sitzkissen, die zum Ausruhen und zum Betrachten von Gemälden einladen. Was erhoffen Sie sich von solchen kleinen Veränderungen?

Demnächst werden wir auch den Eingangsbereich umgestalten. Es sind solche Details, die den Aufenthalt im Museum erst angenehm machen. Hier muss ich zudem sagen, dass es eine Mitarbeiterin war, die sich in ihrer Freizeit auf die Suche gemacht und die passenden Kissen für den Kreuzgang ausgewählt hat. Schön, wenn solche Impulse aus der Belegschaft kommen. Unser neu gestalteter E-Mail-Newsletter soll ja neben der Ankündigung von Ausstellungen und Terminen auch zeigen, was im Museum sonst so passiert; denn es hat sich heraus-

gestellt, dass es Monat für Monat einiges zu berichten gibt. Wir stellen dort zum Beispiel auch interessante Neuzugänge in unsere Sammlungen vor, die uns – was tatsächlich häufiger geschieht – von Stiftern überlassen werden.

Viele Museen haben in den letzten Jahren eintrittsfreie Tage eingeführt, um ein unkompliziertes Kennenlernen ihrer Angebote zu ermöglichen. Jetzt bietet auch das WLM an allen Sonntagen einen kostenlosen Besuch an. Wie sind die Erfahrungen mit dieser Maßnahme?

Ich denke, sie sind durchweg positiv. Ich bin, ehrlich gesagt, kein Freund von Eintrittsgeldern, gerade bei Museen, die ohnehin aus Steuergeldern finanziert sind. Im Gegenzug stellen wir fest, dass unsere Spendenbox jetzt häufiger als früher geleert werden muss. Bei der sehr facettenreichen Ausstellung »Tanz auf dem Vulkan« habe ich von einigen Besuchern gehört, dass sie jetzt gerne mehrfach kommen, um sich unterschiedliche Bereiche in Ruhe anzusehen.

Worauf dürfen die Besucherinnen und Besucher des WLM in nächster Zeit gespannt sein?

In Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat für Westpreußen, Posener Land und Mittelpolen hat es im letzten Jahr zum ersten Mal ein Sommerfest gegeben. In diesem Jahr wird es an dem Wochenende vom 28. und 29. Juni stattfinden und dabei steht 2025 natürlich das Jubiläum 50 Jahre WLM im Mittelpunkt. Am Samstag gibt es eine Jubiläumsfeier mit Festvortrag, einem Symposium und einem Konzert in der Klosterkirche. Am Sonntag ist dann ein Tag der offenen Tür mit Kaffee und Kuchen, Live-Musik und verschiedenen Angeboten zu den Ausstellungen. Der Schauspieler und Kabarettist Markus von Hagen, der im vergangenen Jahr in der Rolle des Kaufmanns Melchior die Danziger Tapisserie aus dem Jahr 1620 mit szenischen Mitteln zum Leben erweckt hat, wird sich nun als Silberschmied Melchior entsprechenden, höchst wertvollen Exponaten zuwenden und sie den Zuschauern nahebringen. Diese Figur des Melchior soll auch zukünftig als Zeitreisender an verschiedenen Ereignissen im Museum teilnehmen und dadurch gewissermaßen zu einer Art Maskottchen des Hauses werden. Für die Zukunft des WLM wird es sehr wichtig sein, dass es auf verschiedenen Ebenen einen höheren Wiedererkennungswert als bislang gewinnt.

st Die Fragen stellte Alexander Kleinschrodt.

Begegnung mit dem Danziger

Die früheren Wehranlagen laden zu erholsamen Spaziergängen ein



Als die deutsche Schriftstellerin Sabrina Janesch 2009 das neu geschaffene Amt der Stadtschreiberin in Danzig übernommen und sukzessiv ihre Wirkungsstätte erkundet hatte, bekannte sie, dass die alte, um 1620 erbaute Steinschleuse, die die Niederstadt von der Vorstadt trennt, ganz entschieden zu ihrem Lieblingsort geworden sei – und dies auch oder vielleicht gerade an einem stillen Oktobertag, wenn Schwäne lautlos über die Gewässer der Mottlau ziehen, durch Nebelschwaden und das ufernahe Schilf gleiten.

Dieser Ort, der keine 15 Gehminuten südlich von der lauten Innenstadt entfernt liegt, von dem aus sich früher die Wasserzufuhr in den Fluss regulieren ließ und bei Gefahr das Land jenseits des Walls geflutet werden konnte, bietet auch an einem lauen Frühlingstag einen willkommenen Rückzugsort. Alternativ zum touristischen Sightseeing-Programm empfiehlt es sich, von hier aus einen erholsamen Spaziergang entlang der historischen Wallanlage zu beginnen, jetzt, da der rote Mohn leuchtet und die Holdundersträucher voll erblüht sind – nicht nur zur Freude der Insekten; bald werden sich Vögel, die hier in großer Artenvielfalt von Ornithologen beobachtet werden können, in Scharen über die schwarzen Beeren als eine Delikatesse hermachen. Ältere Zeitgenossen werden sich daran erinnern, wie auffällig viele Straßen in der Unterstadt einst nach Vögeln benannt worden waren.

Jetzt im Mai stehen die Bäume in der weiten Niederung und bis hoch hinauf zum Bischofsberg, der mit seinen 60 Metern ein herausragendes Segment im Befestigungsring um das alte Danzig bildete, bereits wieder in satterem Grün. Enten dümpeln friedlich zwischen Seero-

Die Alte Steinschleuse mit ihren bekannten vier steinernen »Jungfrauen« kreuzt den Wehrgraben östlich der Bastion »Bison«.

Vom unteren Wall der Bastion »Bison« aus betrachtet, fasziniert in westlicher Blickrichtung die gestaffelte Kulisse: im Vordergrund die Relikte der ehemaligen Eisenbahnbrücke, dann folgen das Leegetor und die Bastion »St. Gertrud«, dahinter dominiert neben der modernen Bebauung das elegante, weiß strahlende »Viadukt am Bischofsberg«, bis sich schließlich eben dieser bewaldete Hügel erhebt, bekrönt vom Turm der ehemaligen Jugendherberge.

sen, die wie Teppiche den ehemaligen, im charakteristischen Zickzack verlaufenden Stadtgraben bedecken – dort, so schwärmte der Schriftsteller Wolfgang Federau (1894–1950) in seinen Jugenderinnerungen, habe es zu ihrem Kinderglück gehört, auf leise schwankenden Holzflößen zu spielen, schön und aufregend zugleich.

In das Bild eines solch friedlichen Gewässers fügen sich wie selbstverständlich Angler ein, die das Reservat wegen seines reichen Fischbestandes von jeher sehr schätzen: Wer Glück hat, fängt einen Hecht oder Barsch, vielleicht eine Plötze, Karausche oder Ukelei. Aufmerksame Naturliebhaber können – neben dem nimmersatten, sich spreizenden Kormoran – einen Fischfreund ganz anderer Art erspähen, denn auch der wunderschöne smaragdgrüne Eisvogel geht hier auf Jagd: Pfeilgerade wird er durch die Wasseroberfläche stoßen und nach den schmackhaften kleinen Jungtieren tauchen.

Angesichts dieser frühlingshaften Idylle ist kaum vorstellbar, wie hier in früheren Jahren während frostiger Winter über Wochen aus dicken gefrorenen Schichten mühsam Eisblöcke geschnitten und an Land gezogen werden mussten, um sie sodann zu den Eiskellern in die Stadt zu transportieren.

Die frühneuzeitliche Befestigungsanlage, die zu den umfangreichsten und mächtigsten dieser Art in ganz Nordeuropa zählte und erst zum Ende des 19. Jahrhunderts an militärischer Bedeutung verlor, war seit



Auerochsen

der anschließenden Entfestung teilweise abgetragen worden und verwilderte. 1997 bot die Tausendjahrfeier der Stadt Danzig einen willkommenen Anlass, sie in ein attraktives Naherholungsgebiet für Jung und Alt zu verwandeln. Entlang der Spazierwege laden immer wieder Bänke zum Verweilen und Träumen ein – vom verheißungsvollen Sonnenaufgang an bis hinein in die Abenddämmerung. Dann erscheinen sogar die beiden augenfälligen Erhebungen westlich der Steinschleuse illuminiert; Lichterketten schlängeln sich die Hügel empor und weisen Besuchern den Weg, damit sie schließlich von dort aus staunend, wenn nicht ergriffen, den Sternenhimmel über der Stadt und dem Werder betrachten können.

Diese beiden Aussichtspunkte liegen auf zwei der ehemals 14, durch Kurtinen verbundenen Bastionen, die, ausgelöst durch den Polnisch-Schwedischen Krieg, zum Schutz der Stadt Danzig zwischen 1622 und 1636 im südlichen Teil des Festungsgürtels errichtet worden waren – vorwiegend aus Ziegeln und urbanem Bauschutt, so dass späterhin gelegentlich auch Scherben von Porzellan oder sogar Münzen gefunden werden konnten. Als die höchste und am besten erhaltene Bastion gilt die dreigeschossige, von niederländischen Baumeistern auf einem fünfeckigen Grundriss entworfene Anlage, von deren Größe und Wehrhaftigkeit offensichtlich auch ihre Namen wie »Bison« bzw. »Wisent« künden sollte; alternativ findet sich auch die altertümliche Bezeichnung »Maidloch« für den seit jeher mystifizierten Auerochsen, mit dem sich die phantasievolle Vorstellung verbinden konnte, dass er in den dortigen Kasematten hause. Die Namen der benachbarten Bastionen wirken demgegenüber gera-



Vom hochgelegenen »Kavalleriewall« der Bastion »Bison« aus präsentieren sich dem Besucher die stolzen Baudenkmäler des alten Danzig; zugleich kann der Betrachter einen Eindruck von der lebendigen Stadt mit ihren regen baulichen Aktivitäten gewinnen.

Das wehrhafte Leegetor zeigt sich von einer ungewohnten Seite, weil von der höheren Warte aus der Blick nun auf seinen idyllischen, von Kunstschaffenden genutzten Hinterhof fällt.

dezu harmlos: »St. Gertrud«, »Wolf«, »Roggen« oder beispielsweise »Kaninchen«. Vor zwei Jahren wurde die Bastion »Bison« aufwändig saniert und begrünt. Heute kann der Besucher, vorbei an Bänken und Liegen, an Teleskopen und Kanonen-Attrappen, die den Aufstieg auch für Kinder interessant machen, gemächlich über den niederen und den mittleren schließlich den oberen, den »Kavalleriewall«, erreichen.

Nordwärts richtet sich der Blick auf die imposante Silhouette der alten Hansestadt mit ihren berühmten Wahrzeichen, in östlicher Richtung offenbart sich hingegen ein architektonisches Kleinod aus einer ganz ungewohnten Perspektive, weil man von hier hinabschaut auf den sonst im Verborgenen liegenden, verwunschen wirkenden Hof des barocken Leege- bzw. Niedertors, das die Ausfahrt in der Richtung des Danziger Werders ermöglichte. Von dieser Warte aus vermag der Betrachter kaum den regen Verkehr wahrzunehmen, der hier zwischen meterdicken Mauern und an schweren eisenbeschlagenen Holztoren vorbei den ehemaligen Schutzwall durchquert. – Dort, wo einst die Stadt verteidigt werden musste, haben seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts Kunstschaffende das Bauwerk ihren Zwecken dienstbar gemacht und mit neuem Sinn und Leben erfüllt.

Zwischen diesem Baudenkmal und der Bastei »Bison« liegt, langgestreckt und wild umwuchert, eine Ruine, die als Zeugnis aus der Danziger Stadtgeschichte beachtenswert ist; diese Reste einer gemauerten Eisenbahnbrücke gehörten zur Bahnhofszufahrt der berühmten Preussischen Ostbahn. Unmittelbar nach der Fertigstellung dieses Teilstücks traf hier am Nachmittag des 5. August 1852 König Friedrich Wilhelm IV. auf seiner Reise von Berlin über Dirschau im Danziger Kopfbahnhof ein.



Nachdem 1900 der repräsentative Hauptbahnhof errichtet worden war, nutzte im Wesentlichen nur noch der Güterverkehr diese Station. Durch die Folgen des Zweiten Weltkrieges wurde sie jedoch 1945 in einer Zeit völkerrechtlicher Willkür zum Schauplatz dramatischer menschlicher Schicksale: Einerseits mussten von hier aus die deutschen Vertriebenen ihre Heimatgen Westen verlassen, andererseits trafen ab September die ersten Züge mit Zwangsumsiedlern aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten ein. An diese Ankunft gemahnt ein Gedenkstein am Fuße der Bastion.

Sabrina Janesch erinnert sich an einen Spaziergang entlang der Eisenbahngleise und der Wehranlagen in Begleitung eines reputierlichen Stadtführers, dessen Anliegen es war, mit exemplarischen Geschichten, Parabeln oder Anekdoten das Interesse für übergreifende historische Zusammenhänge zu wecken und wachzuhalten: So hätte er von einem deutschen Soldaten erzählt, der zwischen den beiden Bastionen nahe dem Leegetor erschossen worden sei und dort begraben liege – und im Rauschen des Schilfes sei jetzt noch ein Flüstern und Wispern zu hören, das die Erinnerung an diese damaligen Geschehnisse nicht zur Ruhe kommen ließe.



Reste eines Schienenstrangs liegen verträumt am Fuße der Bastion »Bison« und erinnern an jene Nebenstrecke der Ostbahn, die von hier zum ehemaligen Schlachthof am Englischen Damm führte.

An Hängen mit leuchtendem Mohn vorbei führt der Spazierweg zur wiederhergestellten Bastion »Bison«, die auch »Auerchse« genannt wurde.


Auch die Stadtverwaltung hat ihrerseits offensichtlich großen Wert darauf gelegt, das Gebiet um die alte Steinschleuse für historische, aber vor allem auch ökologische Erkundungen herzurichten. Zahlreiche anschauliche Tafeln geben weitreichende Erläuterungen zur Natur-, Stadt-, Architektur- und Militärgeschichte; ergänzt werden sie mit persönlichen Erlebnisberichten von Zeitzeugen. Sinnfällig wird beispielsweise das Schwimmvergnügen der Kinder in der Nähe der Schleuse beschrieben, desgleichen die Lust, im Winter auf Schlitten und im Sommer mit Hilfe von Säcken ausgelassen die Bastionen herunterzurasen; oder die Zeitzeugen erzählen von der Aufregung, die sie empfanden, als sie in das Innere der noch nicht gesicherten Hügel mit ihren geheimnisvollen Gängen eindringen,



Ein malerisches Detail aus den Bauten der Ostbahn

um vielleicht Munition oder zerbrochene Gewehre für ihre Kriegsspiele zu entdecken.

An anderer Stelle wird auf den Zusammenhang zwischen dem reichen Bestand an Weißdornsträuchern und der Tatsache hingewiesen, dass dieses undurchdringliche stachelige Gewächs einst als natürliches Bollwerk gegen feindliche Angreifer höchst wirksam eingesetzt werden konnte. Vom Flug der Fledermäuse wird erzählt, wie sie über den nächtlichen Stadtgraben schwirren, um Insekten zu fangen, und so als »Verbündete des Menschen« diese vor allzu vielen kleinen Plagegeistern zu bewahren. Ebenso lehrreich sind beispielsweise die Ausführungen über den dicht bewachsenen Vegetationsstreifen am Ufer der Gewässer, der mit seinen unterschiedlichen Schilffarten, dem krautigen Kalmus, der anmutigen Schwanenblume, die jetzt im Juni in zartem Rosa erblüht, mit der Gelben Schwertlilie oder dem farbenfrohen Knabenkraut über alle Schönheit hinaus zugleich zahlreichen Vogelarten Unterschlupf, Schutz und Nistplätze bietet.

Will man das Gebiet um die alten Bastionen wieder verlassen, gesättigt mit Informationen, zugleich erfüllt von idyllischen Naturbildern sowie durch die wohlthuenden Ruhe gestärkt, empfiehlt es sich, zum Ausklang den Rückweg über den Wallplatz zu nehmen, einen Blick auf das Kleine Zeughaus und den mittelalterlichen Weißen Turm zu werfen und sich erst allmählich – vorbei an St. Peter und Paul und am Nationalmuseum – wieder der Stadt und ihrem pulsierenden Leben anzunähern.  *Text & Fotos: Ursula Enke*



Notizen aus ...

... der Dreistadt

GENERALKONSULIN CORNELIA PIEPER NIMMT ABSCHIED

»Mein Herz bleibt für immer hier, in Danzig, der Stadt der Freiheit und Solidarität.« – Cornelia Pieper, die nach vierjähriger Tätigkeit als Staatsministerin im Auswärtigen Amt 2014 zur Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig berufen worden war, hat ihre Auslandsmission nach elf fruchtbaren, mit engagiertem Wirken ausgefüllten Jahren, am 31. Mai beendet. Danach wird sie ihre Kompetenzen in die Deutsch-Polnische Wissenschaftsstiftung einbringen.

Seit ihrem Amtsantritt hat sich Cornelia Pieper intensiv für die Vertiefung der deutsch-polnischen Beziehungen eingesetzt. Die Diplomatin widmete sich insbesondere dem Ausbau der Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Kommunen, der Förderung des Jugend- und Kulturaustauschs sowie der Stärkung wirtschaftlicher Partnerschaften. In



FOTO: PIOTR WITTMAN/GDANSK.PL

Generalkonsulin Cornelia Pieper

ralkonsulin die Bedeutung Polens als eines demokratischen Vorbilds in Europa. Ihren ersten Aufenthalt in Polen absolvierte sie 1980 zur Zeit der Solidarność-Bewegung – eine prägende Erfahrung, die ihr Verständnis für Freiheit und gesellschaftlichen Wandel nachhaltig beeinflusste. »Polen und Deutschland müssen gemeinsam für ein freies und demokratisches Europa ohne gegenseitigen Hass eintreten«, so lautet ihr Resümee. Mit ihr verliert Danzig eine engagierte Brückenbauerin und Kulturvermittlerin zwischen Deutschland und Polen – politisch, kulturell und menschlich.

ihrer Zeit initiierte sie zahlreiche Projekte und Veranstaltungen, darunter die »Deutsche Woche«, die zum festen Bestandteil des städtischen Kulturkalenders wurde und den Dialog zwischen den Nachbarländern nachhaltig gefördert hat und weiterhin fördern wird.

In einem Abschiedsinterview betonte die scheidende Gene-

NÄCHSTER HALT: OLIVA Der Bahnhof im Danziger Stadtteil Oliva wurde offiziell unter Denkmalschutz gestellt. Damit wurde eines der ältesten und markantesten Bahnhofsgebäude der Stadt in das Register eingetragen – ein bedeutender Schritt für den Erhalt des baulichen Erbes von Danzig. – Das Hauptgebäude des Bahnhofs stammt aus den Jahren 1869/1870 und war eine wichtige Station der sogenannten »Hinterpommerschen Eisenbahn« (HE), der BERLIN-STETTINER EISENBAHN-GESELLSCHAFT (BStE), die Stettin mit Stolp, Neustadt in Westpr., Zoppot und Danzig verband. Zu dem Ensemble gehören auch der Fernbahnsteig, der unterirdische Fußgängertunnel, ehemalige Werkstätten, das Betriebswerk, das Stellwerk sowie die umgebende, historisch gewachsene Grünanlage. Die Entscheidung fiel nach einer umfangreichen Bewertung durch die Denkmalpflegebehörden. Ausschlaggebend war nicht nur der architektonische Wert, sondern auch die stadt- und verkehrsgeschichtliche Bedeutung der Anlage. Von nun an sind Veränderungen an der Bausubstanz nur unter denkmalpflegerischen Auflagen möglich.

Trotz seiner hohen historischen Relevanz befindet sich der Bahnhof seit Jahren in einem stark



Historische Aufnahme des Hauptbahnhofs Oliva



Der heutige Zustand des Hauptgebäudes

FOTO: PIOTR WITTMAN/GDANSK.PL

sanierungsbedürftigen Zustand. Die Fassade ist beschädigt, die Ausstattung im Inneren überaltert. Bürgerinitiativen sowie lokale Medien hatten wiederholt auf den Verfall hingewiesen. Ob die neue Einstufung als Denkmal jetzt den Weg für die lang ersehnte Sanierung ebnet, bleibt vorerst offen. Die Eigentümerin des Bahnhofs, das staatliche Bahnunternehmen PKP S.A., hat bislang noch keine konkreten Pläne für eine Modernisierung vorgelegt. Die Stadt Danzig hofft jedoch, dass durch den neuen Schutzstatus Fördermittel erschlossen und öffentliche Aufmerksamkeit mobilisiert werden können.

Unabhängig davon bleibt der Bahnhof Danzig-Oliva weiterhin ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt – täglich frequentiert von Pend-

lern, Reisenden und Touristengruppen. Die Hoffnung ist nun, dass er bald nicht nur ein funktionaler, sondern auch ein architektonisch gepflegter Teil der Stadt sein kann.

NEUES LEBEN AN DER LANGEN BRÜCKE



FOTO: PIOTR WITTMAN/GDANSK.PL

Partie an der von Grund auf sanierten Langen Brücke

Nach monatelangen Modernisierungsarbeiten ist die beliebte Lange Brücke im Herzen der Danziger Altstadt wieder für Spaziergänger freigegeben. Die frisch sanierte Promenade entlang der Mottlau präsentiert sich nun in neuem Glanz – mit hochwertigem Natursteinbelag, modernen Geländern und neuen Sitzgelegenheiten.

Die Bauarbeiten begannen im Herbst 2022 und bestanden aus einer umfassenden Neugestaltung des historischen Hafens zwischen dem Grünen Tor und dem Fischmarkt. Die Maßnahme zielte nicht nur auf die Verschönerung des städtischen Raums, sondern auch auf die Sicherung der Uferstruktur und die Verbesserung der Barri-

UPDATES

GROSSBRAND Der am 5. Februar 2025 in einer denkmalgeschützten Halle im Danziger Stadtteil Troyl ausgebrochene Großbrand ist anscheinend auf die illegale Herstellung von Drogen zurückzuführen. Wie die Polizei mitteilte, wurden im Zuge der Ermittlungen drei Männer festgenommen. Für die Verdächtigen wurde – zunächst für drei Monate – Untersuchungshaft angeordnet.

BREITENBACH-BRÜCKE Den Ankündigungen der Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkie-

wicz zufolge soll die seit Januar vollständig gesperrte Breitenbach-Brücke in den kommenden Wochen wieder freigegeben werden. Fußgänger und Radfahrer könnten die Verbindung dann wieder nutzen – allerdings nur unter Einhaltung strenger Sicherheitsvorgaben. Für viele Bewohner ist die Teilöffnung von großer Bedeutung, da die gesperrte Brücke die Anbindung an das Stadtzentrum erheblich erschwert. Die derzeit eingesetzten Fährverbindungen sind witterungsbedingt nicht immer zuverlässig in Betrieb.

erfreiheit. Die Gestaltung orientiert sich an den historischen Gegebenheiten des Hafens, ergänzt jedoch moderne Elemente für mehr Aufenthaltsqualität. Neu angelegte Grünflächen, energieeffiziente Beleuchtung und ein verbessertes Regenwassersystem runden das Projekt ab. Auch das bekannte Krantor, das Wahrzeichen Danzigs,

ist nun wieder in bequemer Weise fußläufig erreichbar.

Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkiewicz sprach bei der Eröffnung von einem wichtigen Schritt zur Belebung des öffentlichen Raums: »Die Lange Brücke ist nicht nur ein historischer Ort, sondern ein Treffpunkt für Menschen aus

aller Welt.« In den kommenden Wochen sollen noch weitere Elemente wie Informationsstelen, Kunstinstallationen und gastronomische Einrichtungen folgen. Die Eröffnung markierte zugleich den Beginn der Sommersaison, in der das Ufer traditionell zu den meistbesuchten Orten der Stadt gehört.

VERANSTALTUNGEN ZUM 339. GEBURTSTAG Am Samstag, dem 24. Mai 2025, nahm die Stadt Danzig den Geburtstag eines ihrer berühmtesten Söhne – des Physikers Daniel Gabriel Fahrenheit – zum Anlass für ein unterhaltsames Veranstaltungsprogramm, das Wissenschaft, Geschichte und Kultur miteinander verband.

Unter dem Titel »Liefen einst Jagdhunde durch die Hundegasse?« bot die Literaturwissenschaftlerin Dr. Anna Kowalewska-Mróż eine historische Führung durch jene Straße an, in der Fahrenheit im Jahr 1686 in der № 319 (der № 95 in der heutigen Ogarna-Straße) geboren wurde. Sie nahm die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit auf eine Zeitreise durch eine der ältesten Straßen der Rechtstadt und vermittelte spannende Einblicke auch in das Leben anderer bedeutender Persönlichkeiten wie des Bürgermeis-



FOTO: PIOTR WITTMAN/GDANSK.PL

ters Gerard Beke, des Kaufmanns Jakob Kabrun oder des Begründers des Conradinums, des Freiherrn Carl Friedrich Conradi.

Darüber hinaus wurde im Herder-Zentrum der Universität ein Dokumentarfilm des Historikers und Archivars Piotr Mróz gezeigt, der dem Gebäude in der Hundegasse 26 gewidmet war und an ihm und den Bewohnern exemplarisch zwei Jahrhunderte gesellschaftlicher und politischer Umbrüche erläuterte.

Zum Abschluss des Tages eröffnete Zbigniew Zembruski, der langjährige Leiter des Herder-Zentrums, seinem Publikum spannende Einblicke in die vielfältige Natur des Nachbarlandes Deutschland. Seine Schilderungen führten von den einzigartigen Wattlandschaften über die Quellen der Pader inmitten der Stadt Paderborn bis hin zum Spreewald.

Adrian Wojtaszewski

SCHIFFBAU WEITER AUF ERFOLGSKURS

Auf der Danziger Werft REMONTOWA SHIPBUILDING S.A. schreitet der Bau des letzten von sechs Minenjagdbooten der Projekt-Reihe 258 KORMORAN II rasch voran. Dieses Schiff soll den Namen CZAJKA tragen und wird nach Fertigstellung seinen Dienst in der 12. Minensuchflottille in Swinemünde aufnehmen. Dabei wird es Aufgaben bei der Suche, Identifizierung und Neutralisierung von

Seeminen, bei der Erkundung von Wasserstraßen, der Begleitung von Schiffen durch minenverseuchte Gewässer sowie beim Auslegen von Minen und der Fernsteuerung von Minenabwehrplattformen übernehmen. Die Boote dieses Typs können sowohl in der polnischen Wirtschaftszone als auch im Rahmen internationaler

Die Kiellegung der CZAJKA, des sechsten Boots der Reihe 258, im Dezember 2024



FOTO: MARYNKA WOJENNA.RP



GEDENKKONZERT IN DANZIG

Am 8. Mai, an dem sich das Ende des Zweiten Weltkrieges zum 80. Mal gejährt hat, veranstaltete das Danziger Generalkonsulat in der Stanisław-Moniuszko-Akademie ein Konzert von

Streichern des BALTIC SEA PHILHARMONIC, die unter Leitung des Violinisten Jan Bjøranger standen, sowie von der Pianistin Yejin Gil. Auf dem Programm standen Krzysztof Pendereckis *Drei Stücke im alten Stil*, Johann Sebastian Bachs »Ricercar a 6 c-Moll« aus dem *Musikalischen Opfer*, BWV 1079 (im Arrangement von Thomas Zehetmair), und das Klavierkonzert e-Moll op. 11 (in der Fassung für Klavier und Streicher) von Frédéric Chopin.

Vor dem Beginn der musikalischen Darbietungen ergriffen einige Ehrengäste das Wort und sprachen aus dem gegebenen Anlass heraus über die – seit einigen Jahren bestürzenderweise wieder virulent gewordenen Schrecken des Krieges – und über die dringende Notwendigkeit, neuerlich Frieden und Sicherheit für alle Nationen zu schaffen. Zu den Rednerinnen und Rednern gehörten der Rektor der Moniuszko-Musik-



ALLE FOTOS: DAVID LINKOWSKI/AGAPHOTOGRAPHY

Prof. Ryszard Minkiewicz, Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkiewicz sowie die Streicher des BALTIC SEA PHILHARMONIC und die Pianistin Yejin Gil

akademie, prof. dr hab. Ryszard Jerzy Minkiewicz, Aleksandra Dulkiewicz, die Stadtpräsidentin von Danzig, Heiko Miraß, der Parlamentarische Staatssekretär für Vorpommern und das östliche Mecklenburg und schließlich – in einem ihrer letzten öffentlichen Auftritte in Danzig – die scheidende Generalkonsulin Cornelia Pieper.

Anna Labudda

Missionen in der Ostsee und darüber hinaus eingesetzt werden, um NATO-, EU- und multinationale Koalitionsstreitkräfte zu unterstützen.



FOTO: MMC - SHIP DESIGN & MARINE CONSULTING LTD.

Die Werft CRIST S.A. in Gdingen hat mit der Reederei MAERSK SUPPLY SERVICE CANADA LTD. einen Vertrag über den Bau eines Spezialschiffs geschlossen, das SEA DRAGON heißen und nach der Indienstellung der Versorgung von Bohrinseln auf dem umfangreichen Ölfeld *White Rose* vor den Küsten von Neufundland und Labrador dienen soll. Die »See-Drache« wird in der Länge 107 m messen und über Fähigkeiten eines Eisbrechers verfügen. Neben den üblichen Aufgaben eines *Offshore Support Vessel* (OSV) vermag sie auch zur Unterstützung von Tiefseebohrungen und als Rettungseinheit bei Seenotfällen eingesetzt werden.

Peter Neumann

... Elbing

NEUE ALTSTADTGEBÄUDE Die Elbinger Altstadt hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einer Art Laboratorium entwickelt, in dem mit den Möglichkeiten einer variablen Verknüpfung von heutiger, »postmoderner« Architektur mit rekonstruktiven, historisierenden oder auch mit Zitaten oder Anspielungen arbeitenden Gestaltungsansätzen experimentiert wird. Dabei kommen durchaus Gebäude zustande, die von Fachleuten wie Laien kontrovers diskutiert werden, immer wieder aber finden sich auch Konzepte, die intuitiv überzeugen und dem Erscheinungsbild einzelner Straßenzüge wichtige Akzente verleihen.



Virtuelle Darstellung des geplanten Gebäudekomplexes an der Ecke Heiliggeist-Straße/ Wasserstraße

QUELLE: FIRMA MYTYCH

Zu dieser zweiten Gruppe dürfte ein Entwurf gehören, für dessen Realisierung Anfang Mai bei der Stadtverwaltung eine Baugenehmigung beantragt worden ist. Die Pläne stammen von dem Bauträger »Mytych«, der bereits verschiedene Häuser in der Altstadt errichtet hat – darunter der umstrittene Wohnblock in der Maurerstraße. Aktuell geht es um einen Wohn- und Geschäftshauskomplex an der Ecke zwischen der Heiliggeist-Straße und der ehemaligen Wasserstraße. Auf der Seite der Heiliggeist-Straße werden zwei Fassaden rekonstruiert: Die No. 2 erhält eine schlichte Gebäudehülle im Stil des 19. Jahrhunderts, die No. 1 nimmt die Formen eines Giebelhauses aus der Zeit um 1650 wieder auf. Auf der Seite der Wasserstraße hingen orientieren sich die Architekten an zeitgenössischen Formen. Entworfen wurde der Komplex von dem Elbinger Architektenbüro »Euro-Projekt Grzegorz Latecki«; und er soll den Namen »Promenada« erhalten.

Bartosz Skop

UPDATE

NEUE STRASSENBAHN-WAGGONS In der letzten *Westpreußen*-Ausgabe ist über den Plan der Stadt berichtet worden, zehn der bereits veralteten und verschlissenen Straßenbahnen der Verkehrsbetriebe durch neue zu ersetzen. Dabei hatten sich zwei Anbieter an dem Ausschreibungsverfahren beteiligt. Ein niedrigeres An-

gebot im Wert von 95 Mio. Złoty stammte von dem türkischen Unternehmen BOZANKAYA A.Ş., das andere, höhere, das sich auf 130 Mio. Złoty belief, hatte die bekannte polnische Firma PESA aus Bromberg abgegeben. Inzwischen hat die Wettbewerbskommission, die vor einer schwer zu lösenden Aufgabe stand, ihre Entscheidung

getroffen und letztlich – aufgrund der Preisdifferenz von immerhin fast 35 Mio. Złoty – die türkische Firma favorisiert. Dabei werden nicht nur die Waggonen selbst billiger sein, sondern der Hersteller bietet sogar noch eine längere Garantie. Die Straßenbahnen sollen in zwei Jahren betriebsbereit sein.

... Marienburg



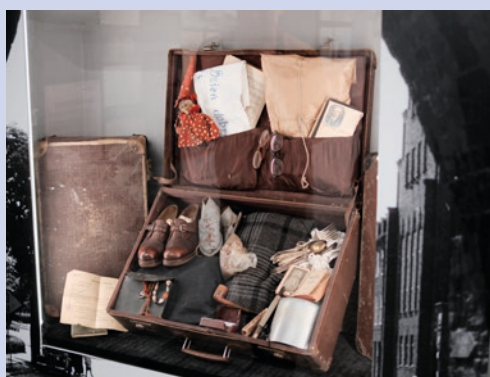
FOTO: STADTMUSEUM MARIENBURG

Tomasz Gliniecki bei der Vorstellung seines Buches

DIE LETZTE BELAGERUNG DER MARIENBURG

Am 7. Mai fand im Stadtmuseum die Vorstellung einer neuen Publikation des Historikers Dr. Tomasz Gliniecki statt. Darin hat er sich der »letzten Belagerung von Marienburg« im Jahre 1945 zugewandt – *Ostatnie oblężenie Marienburg-Malbork 1945* – und damit die

erste polnischsprachige wissenschaftliche Arbeit über die Kämpfe um die Stadt vorgelegt. Mit seinen Forschungsergebnissen ergänzt und erweitert er den Wissensstand über die letzten Monate des Zweiten Weltkrieges im östlichen Teil der heutigen Woiwodschaft Pomorze und erschließt militärgeschichtlich detailliert die Truppenbewegungen und Kampfhandlungen. Dabei grenzt er seine Darstellung gegenüber den Narrativen ab, die einseitig aus der ideologischen Perspektive der Roten Armee entwickelt und in der kommunistischen Zeit politisch durchgesetzt wurden. Das derart entstehende differenzierte Bild der Vorgänge kann einer unvoreingenommenen Diskussion der bis heute unvergessenen kriegerischen Auseinandersetzungen und ihrer verheerenden Folgen neue Impulse verleihen.



1945 – ENDE UND ANFANG Am 9. Mai wurde im Stadtmuseum die Themasausstellung »Marienburg-Malbork 1945 – Koniec i Początek« [Ende und Anfang] eröffnet. Sie ist in Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv in Danzig, dem Westpreußischen Landesmuseum und dem zugehörigen Kulturreferat in Warendorf sowie der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit entstanden und wurde sowohl für die Menschen konzipiert, die dieses Stück Land verlassen mussten und nie wieder dorthin zurückkehrten, als auch für diejenigen, die ebenfalls alles, was sie hatten, zurücklassen mussten, sich auf den Weg ins Ungewisse machten und auf der Suche nach einer neuen Heimat dorthin kamen. Ihr gemeinsamer Bezugspunkt wurde die Stadt an der Nogat. Diese Zeit des tiefgreifenden Wandels, die geprägt war von Abschied und Ankunft, von Verlust und Neuanfang, markiert das Ende der deutschen und



QUELLE: MUZEUM MIASTA MALBORKA

Impressionen von der Ausstellung Marienburg-Malbork 1945

den Beginn der polnischen Geschichte dieser Stadt. Die Tatsache, dass die Ausstellung individuelle Schicksale aus einer polnisch-deutschen Perspektive präsentiert, verleiht ihr eine besondere Tiefe. Sie ist somit nicht nur ein Beitrag zur lokalen Erinnerungskultur, sondern auch ein Beispiel für die Kraft der Zusammenarbeit über nationale, historische und institutionelle Grenzen hinweg.

Tomasz Agejczyk

GEDENKEN AN DAS KRIEGSENDE André Ochodlo zählt zu den renommiertesten Interpreten jiddischer Lieder. Er konzertierte in fast allen Ländern Europas, in Israel, Kanada und den USA. Seine Liedprogramme wurden international von vielen Radio- und Fernsehkanälen übertragen und auch produziert. Unter der Schirmherrschaft der Generalkonsulin der Bundesrepublik in Danzig fand auf Einladung von Janusz Trupinda, dem Direktor des Schlossmuseums Marienburg, und dem Bürgermeister der Stadt, Marek Charzewski, am 11. Mai im Karwan-Konferenzzentrum ein Konzert statt. André Ochodlo trat hier gemeinsam mit dem Żuchowski-Trio auf, das aus Karolina Krzyżanowska (Klavier), dem Schlagzeuger Kacper Skoli und dem Kontrabassisten, Arrangeur und musikalischen Leiter Adam Żuchowski besteht.

Da das Konzert aus Anlass der 80. Wiederkehr des Kriegsendes organisiert worden war, bot das Programm eine Reihe von einschlägigen Liedern, die der Thematik von Krieg und Frieden gewidmet sind und beispielsweise von Bertold Brecht, Jacques Brel oder Julian Tuwim (dem Autor



FOTO: KATARZYNA FABIANSKA (MAGISTRAT DER STADT MALBORK)

Der Sänger André Ochodlo und die Mitglieder des Żuchowski-Trios

des in Polen berühmten Gedichts »Tomaszów«) verfasst wurden und zu denen selbstverständlicherweise auch Pete Seegers »Where Have All the Flowers Gone« [Sag' mir, wo die Blumen sind] gehört. Darüber hinaus interpretierte André Ochodlo Texte aus der von ihm angelegten Sammlung »Yiddishland«, die zwölf CD-Alben mit 120 neuen Jiddischen Liedern umfasst, wobei die Vertonungen von zwölf zeitgenössischen polnischen Komponistinnen und Komponisten stammen.



FOTO: TOMASZ SUŁKOWSKI

Das Paderewski-Denkmal in Marienburg

IGNACY JAN PADEREWSKI Dem höchst renommierten Komponisten und Pianisten Ignacy Jan Paderewski (1860-1941) der auch als Politiker aktiv war, wesentlich zum Wiedererstehen des polnischen Staates beigetragen hat und zu dessen erstem Ministerpräsidenten berufen worden war, ist am 12. Juni ein Denkmal gesetzt worden. Vom Institut für Nationales Gedenken (IPN) finanziert und von der Stadtverwaltung realisiert, steht es auf dem Stowiański-Platz, auf der Grünfläche zwischen dem Marienburger Stadtamt und dem Sitz der Staatlichen Musikschule 1. Grades, die Paderewskis Namen trägt. An der Enthüllung des Denkmals nahmen neben den Honoratioren der Stadt der Direktor der Danziger Niederlassung des IPN, Marek Szymaniak, Marta Osowska-Utrysko, die Direktorin der Musikschule, und nicht zuletzt Marek Dryniak teil, der als Bildhauer an der Akademie der Schönen Künste in Krakau lehrte und die Büste geschaffen hat. *Marek Dziedzic*

... Thorn

STRASSENTHEATER-FESTIVAL 2025 Wieder einmal verwandelte sich Thorn in eine große, übergreifende Spielstätte, in der viele Orte vom Straßentheater-Festival belegt wurden. Diese einzigartige Veranstaltung zieht nicht nur Theaterbegeisterte, sondern auch Touristen und sogar Passanten an. In diesem Jahr fand das Festival an den ersten Mai-Tagen, der *Majówka*, statt – die in Polen traditionell vom 1. bis zum 3. Mai gefeiert wird –, und konnte neben polnischen internationale Künstler aus Japan, Italien, Frankreich, Deutschland und der Tschechischen Republik präsentieren.

Das Konzept des Straßentheaters beruht darauf, dass die Grenzen zwischen dem Theater und dem Publikum durchlässig erscheinen, wenn nicht ganz aufgehoben werden. Zudem sind die Aufführungen kostenlos und stehen jedermann offen, der bereit ist, innezuhalten und in den Bannkreis des Theaters einzutreten – und sei es auch nur für einen Moment.

Einen Höhepunkt der Darbietungen bildete das abendliche großartige Spektakel *Les Girafes* [Die Giraffen]: Riesige rote Figuren zogen durch die Straßen der Altstadt und wirkten fast lebendig. Ihre »Zähmung« bewerkstelligte eine Sängerin, die von einer Schar von Gauklern begleitet wurde. Die Interaktionen zwischen den französischen Darstellern und dem Publikum riefen bei den Zuschauern eine Vielzahl unterschiedlicher Empfindungen und starker Gefühle hervor.

Impressionen vom Thorer Straßentheater-Festival 2025



FOTOS: URZĄD MIASTA TORUŃ



80. JAHRESTAG DES ENDES DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Am 8. Mai 2025, dem 80. Jahrestag des Kriegsendes, gedachte Thorn der Opfer der nationalsozialistischen Besatzung. Bei den Feierlichkeiten in der Altstadt hielt der Bürgermeister, Paweł Gulewski, eine Rede, in der er die Anwesenden sowohl an das Schicksal der damaligen Bewohner als auch an die unbändige Freude über die Befreiung im Mai 1945 erinnerte. Späterhin legten Vertreter der Stadtverwaltung und der Thorer Garnison Blumen unter einer Gedenktafel am Standort des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers im Stadtteil Glinki nieder. Unter den Teilnehmern waren auch der stellvertretende Vorsitzende des Stadtrats von Toruń, Marcin Czyżniewski, sowie Nachkommen britischer Kriegsgefangener, die einst in den Lagern

Das Straßentheater-Festival mit bemerkenswerten 45 Aufführungen in nur drei Tagen erwies sich neuerlich als durchschlagender Erfolg. Mehr als 30.000 Menschen besuchten die Aufführungen und zeigten, dass in der *Majówka* neben frühlingshafter Entspannung durchaus auch kulturelle Erfahrungen und ästhetische Erlebnisse willkommen sind.



FOTO: TOMASZ HANUSZEWSKI

Teilnehmer an der Gedenkfeier in Glinki (v. r. n. l.): Der Kommandant der Thorer Garnison, zwei Töchter von britischen Kriegsgefangenen, Bürgermeister Paweł Gulewski und der Stellvertretende Vorsitzende des Stadtrats, Marcin Czyżniewski

inhaftiert waren. Das Gedenken an alle Kriegsoffer schlug somit auch eine Brücke der Erinnerung und Solidarität zwischen den Generationen.

Zuzanna Foss

Die Magie historischer Daten

Eine Einführung

Seit mehr als vier Jahren findet sich in unserem Magazin eine Rubrik, in der ein Themenschwerpunkt aus drei oder vier, in Ausnahmefällen sogar fünf verschiedenen Perspektiven betrachtet wird. Diese Regel wird im vorliegenden Heft aber nicht erfüllt, denn der Fokus umfasst nur zwei Artikel. Da diese »Lücke« allein auf der »Magie historischer Daten« beruht, wollen wir diesen Grund in einer eigenen Hinführung kurz erläutern.

Wer die Magie der Zahlen kennenlernen möchte, muss sich zwangsläufig mit dem Denken des antiken Philosophen und Mathematikers Pythagoras auseinandersetzen, der im sechsten vorchristlichen Jahrhundert wirkte. Er gilt im Abendland als Urheber einer Lehre, die auf Zahlen und geordneten Formen, auf Arithmetik und Geometrie, beruht und in deren Zentrum der Begriff der Harmonie steht.

In solch einem System, in dem der Kosmos, der Körper und der soziale Lebensraum des Menschen wie auch die Musiktheorie aufeinander bezogen werden können, liegt es nahe, dass die Zahlen selbst eigene Wesen bilden, die mit Bedeutungen aufgeladen werden können und eine symbolische Interpretation der Welt erlauben. Aus der christlichen Vorstellung der Dreieinigkeit ist uns beispielsweise die Drei als eine »perfekte«, sogar heilige Zahl geläufig. Dieser Gedanke findet sich auch bei den Pythagoreern, für die die Drei ebenfalls für eine Fülle von Phänomenen und Sinnbeziehungen steht: Als Summe von 1 und 2 ist sie (aufgrund der Sonderstellung der 1) die erste der ungeraden Zahlen – denen gegenüber den geraden nachdrücklich eine höhere Wertigkeit zugesprochen wurde –, korrespondiert mit der Grundform aller geometrischen Figuren, dem Dreieck (das übrigens auch das »Auge Gottes« umschließt), und versinnbildlicht die fundamentale Gliederung in Anfang, Mitte und Ende, was sich wiederum auf das von Geburt und Tod umschlossene menschliche Leben übertragen lässt.

Innerhalb dieser Theorie verdient eine Zahl unsere besondere Aufmerksamkeit, denn sie wurde geradezu als »göttlich« verehrt – die Hundert. Sie kann als Inbegriff einer vollendeten Harmonie gelten, weil sie das Quadrat der Zehn bildet, die ihrerseits die Summe der ersten vier, semantisch hochgesättigten »edelsten« Zahlen 1, 2, 3 und 4 bildet und uns – von den Zehn Geboten bis zu den meisten Währungen, die nach dem Dezimalsystem gegliedert sind –, bestens vertraut ist. Darüber hinaus ergeben auch die vier Kuben jener ersten vier Zahlen (1, 8, 27 und 64) ebenfalls die Summe 100.

Von hier aus führt der Weg unmittelbar in den Bereich der Geschichte, denn auch dort scheint die Hundert geradezu eine eigene pythagoreische Magie der Zahl zu entfalten. Geschichtsdaten selbst können z. B. durch ein Vielfaches von Hundert ausgezeichnet werden. Zu denken wäre etwa an die Krönung des Frankenkönigs Karl



Bronzebüste eines Mannes mit Turban, mglw. Pythagoras (100 v. Chr.–100 n. Chr.)

QUELLE: MUSEO ARCHEOLOGICO NAZIONALE DI NAPOLI VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG

zum *Imperator Romanorum* durch Papst Leo III. am Weihnachtstag, dem 25. Dezember, des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom, durch die die Idee des einen, unteilbaren Römischen Reichs von Byzanz auf die Franken übertragen wurde.

Freilich sind nicht nur die Daten der Ereignisse jeweils für sich bedeutsam; vielmehr gewinnt die Hundert besonderes Gewicht, wenn sie die Relation zwischen historischen Vorgängen und der jeweiligen Gegenwart betrifft. In jüngerer Zeit scheint sich die Distanz von hundert Jahren (und deren Vielfachem) sogar zu verselbstständigen und unsere kulturelle Praxis zu dominieren: Von sachlichen Zusammenhängen weitestgehend befreit, vollzieht sich inzwischen ein geschäftiger Betrieb von Hunderter-Jubiläen, die in einem ständigen Fluss an uns vorbeihuschen.

Dessen ungeachtet bildet die Hundert selbst aber schon seit der Antike einen regelrechten »historischen Goldstandard« für die Gliederung und Hierarchisierung der Geschichte. Da die Distanz von hundert Jahren vor gar nicht langer Zeit noch deutlich über die erwartbare Lebensspanne eines Menschen hinausging, war das Zentenarium, eine Hundertjahrfeier, für Kulturschaffende, Institutionen oder historische Ereignisse ein Nachweis, dass sich bereits eine stabile Tradition gebildet hatte und die Gefahr, von Hegels »Furie des Verschwindens« ereilt zu werden, schon deutlich gemindert war. Ganz allmählich vermochte die Hoffnung Nahrung zu erhalten, dass eine sehr lange Dauer – mit der Tendenz zur Ewigkeit – in den Blick geraten könnte.

Unter diesen Voraussetzungen dürfte hinlänglich deutlich werden, wie stark unsere Wahrnehmung der Geschichte und unsere Einschätzung einzelner Phänomene von der Magie der historischen Daten mitbestimmt wird – und dieses Wissen prägt unweigerlich auch die Mitarbeiter dieser Zeitung. Von hier aus lässt sich zwanglos der Bogen zum Beginn dieses Textes zurück schlagen: 2025 jähren sich zwei Ereignisse, die aus unterschiedlichen Perspektiven mit der polnisch-deutschen Beziehungsgeschichte aufs Engste verwoben sind und jetzt um jeweils 1.000 bzw. 500 Jahre zurückliegen. Diese außergewöhnliche Harmonie zwischen dem Zehn- und Fünffachen der göttlichen 100 wäre aber verlorengegangen, wenn irgendein drittes Ereignis hinzugenommen worden wäre.

In dieser Situation gab es für die braven Redakteure nur eine angemessene Lösung: Wir beschränken uns ausnahmsweise auf zwei Fokus-Beiträge – ergänzen aber eine kurze Einführung, so dass sowohl der Regel der Rubrik als aber wohlgerne auch der pythagoreischen Lehre Genüge getan ist: Aus der Zwei, die als gerade Zahl Assoziationen des Unbegrenzten, des Konflikts, der Finsternis, wenn nicht insgesamt des Bösen hervorruft, ist dadurch glücklich die Drei der Geschlossenheit, der Synthese, der Perfektion geworden. – Bleibt zu hoffen, dass die Leserinnen und Leser dieses Ergebnis unserer Bemühungen nachvollziehen wollen.

st Die WP-Redaktion

1025 — DAS DOPPELKÖNIGS- JAHR DER PIASTEN

Zur politischen Formierung Polens vor 1000 Jahren

Von Martin Koschny



Medaillen zur Tausendjahrfeier
der Doppelkrönung in Gnesen

Vor genau tausend Jahren vollzog sich im Osten Europas ein machtpolitisch wie symbolisch bedeutsames Ereignis: Mit Bolesław I. Chrobry (»der Tapfere«) und Mieszko II. Lambert wurden in einem einzigen Jahr gleich zwei Piasten-Herrscher zu Königen gekrönt. Dieses Doppelkrönungsjahr markierte den Höhepunkt einer Entwicklung, die mit der Taufe Mieszkos I. begann und das polnische Königtum dauerhaft etablierte.

Bolesław, Herzog der Piasten, ließ sich 1025 als erster Herrscher Polens zum König krönen. Nur wenige Monate nach seinem Tod folgte ihm sein Sohn Mieszko II. in Gnesen auf den Thron. Mit diesen beiden Krönungen demonstrierte das junge piastische Reich nicht nur seine staatliche Eigenständigkeit, sondern bekräftigte zugleich einen dynastischen Anspruch, der weit über das Jahr hinauswirken sollte.

Für das mittelalterliche Polen bedeutete das Jahr 1025 einen Wendepunkt: Aus einem Herzogtum im Spannungsfeld zwischen dem römisch-deutschen Reich und Byzanz wurde ein anerkanntes Königreich mit festen kirchlichen und politischen Strukturen – und mit einem Herrschaftsgebiet, das in seinen Konturen bereits Züge des späteren Polen erkennen lässt. Die Krönungen waren nicht nur Akte der Herrschaftslegitimation, sondern auch machtvolle Botschaften – an Rom, an den Kaiserhof und an die Nachbarn im Osten und Westen.

Heute, tausend Jahre später, steht dieses Jahr im Mittelpunkt zahlreicher Gedenkveranstaltungen in Polen. Es lädt ein zur Erinnerung und zur kritischen Auseinandersetzung: über das Selbstverständnis des frühen polnischen Staates, seine Einbindung in das christlich-europäische Gefüge und über die erstaunliche Kontinuität eines politischen Raumes, der – trotz aller Umbrüche – Bestand hatte.

AUFSTIEG ZUM REICH – DER WEG BIS 1025

Im Jahr 966 ließ sich Mieszko I., der erste sicher belegte Herrscher der Piasten, taufen. Die Annahme des Christentums war ein ebenso durchdachter wie strategischer Schritt. Der christliche Glaube verschaffte Mieszko Zugang zu den christlichen Mächten Europas – insbesondere zu den Ottonen und Přemysliden – und war zugleich ein machtpolitisches Instrument zur innenpolitischen Stabilisierung. Mit der Taufe verband sich auch der Aufbau kirchlicher Strukturen. So wurde ein Missionsbistum in Posen errichtet, das nicht dem neu gegründeten Erzbistum Magdeburg unterstellt wurde – ein diplomatischer Erfolg, der nicht nur Mieszkos Machtfülle, sondern auch die hohe Bedeutung des mit dem Kaiser – zu dieser Zeit Otto I. – geschlossenen Freundschaftsbundes, der »amicitia«, belegt.

In einem feindlichen Umfeld – mit den heidnischen Lutizen, den sächsischen Markgrafen, den Böhmen und Mächten im Osten – gelang es Mieszko, sein Herrschaftsgebiet zu konsolidieren. Bis zu seinem Tod im Jahr 992 war er als angesehener Fürst mit engen Verbindungen zum Papsttum etabliert. Dies dokumentiert der Regest *Dagome iudex*, in dem Mieszko große Teile seines Reiches dem Schutz des Heiligen Stuhls unterstellt. Eine Königskrone jedoch blieb ihm versagt.

BOLESŁAW CHROBRY – GESTALTER EINER KÖNIGSHERRSCHAFT

Sein Sohn Bolesław, der nach dem Tod des Vaters mit »füchsischer Verschlagenheit« (Thietmar von Merseburg) seine Stiefmutter Oda und deren Söhne aus dem Land drängte, führte Mieszkos Politik fort – mit noch größerem Nachdruck. Er erwies sich als charismatischer Machtpolitiker, der die Piastenmacht nicht nur be-



Buchmalereien aus dem Evangeliar Ottos III. (um 1000): Auf der rechten Seite das Dedikationsbild des Kaisers (fol. 24r), auf der linken Seite Personifikationen der Provinzen Roma, Gallia, Germania und Scлавиния, die dem Kaiser huldigend ihre Gaben bringen (fol. 23v).

QUELLE: BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK CLM 4453

wahrte, sondern erheblich ausdehnte. Dabei verband er territoriale Expansion mit intensiver christlicher Missionspolitik, auch wenn Letztere unter den noch heidnischen Teilen der Bevölkerung zu inneren Spannungen führte.

Boleslaw sicherte sich einen strategischen Vorteil durch das Bündnis mit Otto III., der nach einem Mitstreiter für seine Idee einer *renovatio imperii Romanorum*, einer Erneuerung des Römischen Reiches, suchte. Durch das Wirken des Prager Bischofs Adalbert (Wojciech), der bei einem Missionsunternehmen gegen die Pruzzen den Märtyrertod fand, erhielt Boleslaw eine symbolisch aufgeladene Reliquie für seine Herrschaft: Adalberts Gebeine, ihre Beisetzung in Gnesen und die rasche Heiligsprechung boten Boleslaw die Möglichkeit, sich als Herrscher mit quasi einem eigenen Heiligen zu profilieren – ein Prestigegewinn von nachdrücklicher Wirkung.

GNESEN 1000 – DER AKT SYMBOLISCHER ERHÖHUNG

Im Jahr 1000 fand das wohl bedeutendste Ereignis in der Frühzeit des Piastenreiches statt: die Reise Ottos III. an das Grab Adalberts nach Gnesen. In einem feierlichen Akt wurde Boleslaw zwar nicht gekrönt, aber symbolisch erhöht. Der Kaiser nannte ihn *fratrem et cooperatorem imperii* – Bruder und Mithelfer des Reiches. Thietmar von Merseburg, einer der schärfsten Kritiker Boleslaws, gestand ihm zu, dass Otto »einen Tributpflichtigen zum Herrn machte«. Die Einbindung des slawischen Raums – der Scлавиния – in das imperiale Konzept Ottos zeigte sich auch in der berühmten Miniatur im Reichenauer Evangeliar, in der Roma, Gallia, Germania und Scлавиния gleichrangig nebeneinander erscheinen.

Mit der Gründung des Erzbistums Gnesen, das von den Suffraganbistümern Breslau, Krakau und Kolberg gestützt wurde, sicherte sich Boleslaw die kirchliche Unabhängigkeit. Die vollständigen Investiturrechte machten ihn zum souveränen kirchlichen und weltlichen Herrscher. Das Piastenreich, das sich von der Oder bis zum Bug erstreckte, trat nun immer häufiger mit einem eigenen Namen auf: *Polonia*.

ZWISCHEN KAISER UND KRONE – DER KONFLIKT MIT HEINRICH II.

Doch die Eintracht mit dem Reich war nicht von Dauer. In der Mark Meißen, der Lausitz und dem Milzener-Land, aber auch in Böhmen und Mähren stieß der Gehorsam fordernde Herrscherwille des Piasten auf einen nicht weniger selbstbewussten Herrscherwillen – jenen Heinrichs II., des Nachfolgers Ottos III., der eine andere Politik verfolgte und Boleslaws Unterwerfung verlangte. Der Konflikt zog sich über 15 Jahre hin. Nicht moderne ethnisch-nationale Kriterien – wie oft von der Historiografie des 19. und 20. Jahrhunderts propagiert – spielten in diesem Konflikt eine Rolle, sondern spezifisch mittelalterliche Vorstellungen von Rang (*dignitas*) und Ehre (*honor*). Boleslaw, der sich durch Ottos Handeln über die Herzöge des Reiches erhoben sah, verweigerte Heinrich II. die geforderte Loyalität. Der Merseburger Hoftag von 1002, auf dem Boleslaw auf die Mark Meißen verzichten sollte, war aus seiner Sicht mit seinem *honor* nicht vereinbar.

Heinrich fühlte sich wiederum durch Boleslaws Haltung in seiner Königswürde, dem *honor regius*, verletzt. Der darauf folgende jahrelange Krieg konnte erst 1018 mit dem Frieden von Bautzen beigelegt werden. In einem neuen Ehebündnis heiratete Boleslaw die Tochter des Markgrafen Ekkehard von Meißen.

Schon 1013 hatte er seinen Sohn Mieszko II. mit Richeza, einer Nichte Ottos III., vermählt – ein dynastischer Schachzug, der die Piasten in das Zentrum europäischer Politik rückte.

BOLESŁAWS KÖNIGSKRÖNUNG 1025 – EIN DYNASTISCHER HÖHEPUNKT

Nach dem Tod Heinrichs II. war der Weg frei: Im Jahr 1025, vermutlich zu Ostern oder Pfingsten, ließ sich Boleslaw in Gnesen zum König krönen – der Zielpunkt eines jahrzehntelangen Strebens. Diese Krönung war Ausdruck seines Selbstverständnisses als eines unabhängigen Herrschers »von Gottes Gnaden« und sollte zugleich die dynastische Kontinuität sichern. Sein Reich war stabil, das Königtum sakral legitimiert, und sein Sohn Mieszko II. stand als Nachfolger bereit.



Adalbert von Prag auf einem Siegel des Domkapitels von Gnesen (1848)

QUELLE: COMMONS.WIKIMEDIA.ORG



Herrschaftsgebiet Bolesławs I. in den Jahren 992 bis 1025
(Kartenausschnitt aus F.W. Putzgers Historischem Schul-Atlas, 1905)



Herrscherbild von Bolesław I. Chrobry. In der Hand hält der König die Replik der zu den Reichkleinodien gehörenden »Heiligen Lanze«, die ihm Otto III. in Gnesen geschenkt hat.
(Zeichnung aus der 1892 in Wien veröffentlichten Reihe Poczet Królowie i książęta polskich [Galerie polnischer Könige und Fürsten] von Jan Matejko)

MIESZKO II. – KÖNIG, GELEHRTER, GEFALLENER

Noch im selben Jahr, wenige Monate nach dem Tod seines Vaters, ließ sich Mieszko II. Lambert selbst zum König krönen – ein Akt der dynastischen Festigung, aber auch ein Auslöser für neue Spannungen. Mieszko war gebildet, sprach Latein und Griechisch und galt als Förderer der Kirche. Die lothringische Herzogin Mathilde rühmte ihn als *rex invictissimus*, als »unbesiegbaren König«, und sandte ihm ein liturgisches Manuskript – vermutlich, um ihn als Verbündeten gegen den Salierkönig und (ab 1027) römisch-deutschen Kaiser Konrad II. zu gewinnen.

Doch innenpolitisch war die Lage instabil. Die Brüder Bezprym und Otto wurden von Mieszko II. zur Seite gedrängt, sie suchten nun mit äußeren Feinden wie dem Kiewer Fürsten oder Konrad II. Bündnisse einzugehen. 1028 führte Mieszko Krieg gegen

den Salierkaiser – ohne Erfolg. Diese Niederlage bedeutete dann allerdings den Auftakt einer Entwicklung, die die piastische Herrschaft in eine existenzgefährdende Krise und das Land in Aufruhr und Chaos stürzte. 1031 verlor Mieszko Gebiete im Osten und Westen, musste fliehen und sein Königtum aufgeben. Bezprym, der sich daraufhin als Herrscher etablierte, regierte so brutal, dass er bald ermordet wurde. Mieszko konnte zurückkehren, doch nur als gedemütigter Fürst ohne Krone. 1034 starb er unter ungeklärten Umständen.

DAS PIASTENREICH AM ABGRUND – KRISE UND REAKTION

Nach Mieszkos Tod geriet das Piastenreich in eine noch tiefere Krise. Die Rückkehr heidnischer Kulte, soziale Revolten und der Zusammenbruch des kirchlichen Gefüges erschütterten das Reich. Quellen wie die Nestorchronik oder Cosmas von Prag berichten von Übergriffen auf Pries-

ter, Adlige und Kirchenvertreter, von Christenverfolgungen und einem regelrechten Umsturz der bisherigen Ordnung. Gallus Anonymus schreibt, dass sich »Unfreie gegen ihre Herren und Freie gegen die Großen erhoben«, dabei »vom katholischen Glauben abfielen und gegen die Bischöfe und Priester Gottes« rebellierten. Selbst Mieszkos Witwe Richeza musste gemeinsam mit ihrem Sohn Kasimir das Land verlassen.

1025 ALS WENDEPUNKT EINER DYNASTIE

Das Jahr 1025 markiert einerseits einen vorläufigen Höhepunkt in der Reichsbildung der Piasten: Mit der Königskrönung Bolesławs I. gelang der dynastischen Herrschaft nicht nur eine machtvolle Selbstbehauptung gegenüber dem Kaiserreich, sondern auch ein nachhaltiger Schritt hin zur staatlichen Eigenständigkeit. Die Krönung Mieszko II. führte diesen Anspruch fort und verankerte das Königtum als dynastische Institution.

Andererseits deutete sich jedoch mit dem Tod Bolesławs bereits die erste große Krise an. Mieszkos Exil, seine Rückkehr sowie sein Bedeutungsverlust offenbarten die Fragilität der neuen Ordnung. Die innenpolitischen Spannungen, der zeitweise Zusammenbruch kirchlicher Strukturen und das Aufflackern heidnischer Praktiken erschütterten das Piastenreich tief.

Und doch: Die relativ rasche Rückkehr des 1037 exilierten Herzogs Kasimir I. (später auch »Kazimir der Erneuerer« genannt) und die Wiederherstellung der piastischen Herrschaft zeigen, dass die Piasten trotz aller Erschütterungen als legitime und tragfähige Herrscherfamilie empfunden wurde. Sie behielten – selbst in der Krise – hohes Ansehen unter ihren Untertanen. Die Grundlagen, die unter Mieszko I. und Bolesław I. geschaffen worden waren, erwiesen sich als belastbar genug, um selbst existenzielle Herausforderungen zu überstehen.

So bleibt das Doppelkrönungsjahr 1025 nicht nur ein Höhepunkt, sondern auch ein Prüfstein der mittelalterlichen polnischen Königs-idee – ein zentrales Gründungsdatum im historischen Gedächtnis, das die Spannung zwischen Sakralität, dynastischem Anspruch und politischer Realität exemplarisch widerspiegelt.

st



Darstellung Mathildes von Schwaben, die Mieszko II. einen Codex überreicht. Widmungsbild des Liber de divinis officiis (St. Gallen, erstes Viertel des 11. Jahrhunderts)



Vor 500 Jahren: Vom Großmeister zum weltlichen Landesherrn

Die Staatswerdung Preußens 1525

Von Peter Paziorek

Die politischen und kulturellen Entwicklungen, die im Jahr 1525 zur Bildung des Herzogtums Preußen führten, sind derart komplex und voraussetzungsreich, dass sie sich nur zufriedenstellend erfassen lassen, wenn die Geschichte bis zur Schlacht von Tannenberg (1410), bei der der Deutsche Orden eine vernichtende Niederlage erlitt, und dem im Folgejahr geschlossenen Frieden von Thorn zurückverfolgt wird; denn diese beiden Daten vom Anfang des 15. Jahrhunderts markieren den historischen Wendepunkt, von dem an bereits der außen- und innenpolitische Niedergang des Ordensstaates einsetzte.

PHASEN EINES UNAUFHALTSAMEN MACHTVERLUSTS

Auch wenn der Thorner Friedensschluss von 1411 die territoriale Integrität des Ordensstaates weitgehend unangetastet gelassen hatte, führten hohe Reparationsforderungen und Lösegeldzahlungen zu schweren Belastungen. Heinrich von Plauen, der erfolgreich die Marienburg verteidigt hatte und zum Hochmeister des Ordens gewählt worden war, bemühte sich im hohen Maße darum, den Orden wirtschaftlich und militärisch neuerlich zu stärken, und wagte wegen Grenzstreitigkeiten schon im Spätsommer 1413, einen neuen Krieg gegen Polen zu beginnen, um sich von den in Thorn ausgehandelten harten Konditionen zu befreien. Doch dies wurde von einem großen Teil des Ordens nicht mitgetragen, so dass der Krieg schnell abgebrochen und der Hochmeister abgesetzt wurde.

Überall im Reich konstituierten sich besondere landständische Vertretungen, die im Interesse beispielsweise der Städte und Gemeinden mit dem Landesherrn Fragen der Steuererhebung verhandeln wollten. Die Situation des Ordens im eigenen Land wurde deshalb zunehmend schwieriger. In dieser Konstellation griff 1414 die polnisch-litauische Seite neuerlich an, wobei allerdings keine offenen Feldschlachten stattfanden, sondern die jeweiligen Nach-

schubwege attackiert und die Vorräte vernichtet wurden. Aufgrund der dadurch hervorgerufenen Versorgungsnot und Seuchen erhielten diese Auseinandersetzungen den Namen »Hungerkrieg«. In den nachfolgenden Jahren blieben die Verhältnisse zwischen den Kontrahenten weiterhin in der Schwebe, wurden allenfalls durch kurzfristige Waffenstillstände stabilisiert. Erst der Frieden von Melnosee führte im Jahre 1422 zu einem wechselseitig akzeptierten Interessenausgleich.

Die bis dahin fortgesetzten verlustreichen militärischen Operationen riefen eine ständig steigende Finanznot hervor, die ihrerseits dazu führte, dass die Untertanen des Ordens mit immer höheren Steuerforderungen belastet wurden. Daneben taten sich in Preußen zwischen dem Orden und den Ständen zahlreiche regionale Konflikte auf. Zunehmend wurden Klagen gegen die Obrigkeit erhoben, die sich überdies in wachsender Zahl Übergriffe zuschulden kommen ließ. Verschärft wurde diese Problematik schließlich durch die Forderungen der Mächtigen im Lande, insgesamt stärker als bisher an der politischen Willensbildung beteiligt zu werden.

Am 14. März 1440 kulminierte diese Entwicklung in der Gründung des PREUSSISCHEN BUNDES, des »Bundes vor Gewalt und Unrecht«, zu dem sich in Marienwerder 53 preußische Edelleute

Abbildung oben: Jan Matejko (1838–1893): Hołd Pruski [Preußische Huldigung] – Dieses von 1879 bis 1882 entstandene Gemälde zählt – wie auch »Die Schlacht bei Grunwald« – zu den herausragenden und mit einem Format von 388 × 785 cm größten Werken Matejkos. Aus der deprimierenden Perspektive der Teilungszeit heraus entschied sich der Maler auch hier für ein Sujet, das ihn einen politischen Triumph Polens über Preußen darzustellen erlaubte. – Diese tendenziöse Interpretation wird gerade jetzt, zum 500. Jahrestag dieses Ereignisses, von den rechtsnationalen Kräften in Polen wiederaufgegriffen und in den politischen Diskurs eingespist.

ABBILDUNGEN – SOFERN NICHT ANDERS ANGEZEIGT – VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG



Jan Matejko (1838–1893): Bitwa pod Grunwaldem [Die Schlacht bei Grunwald]. Dieses 1878 fertiggestellte monumentale Gemälde, das 426 cm in der Höhe und 987 cm in der Breite misst, zeigt exemplarisch, dass es dem Maler nicht primär um die getreuliche Darstellung eines historischen Ereignisses, sondern eher um den Ausdruck einer Idee sowie um die Vermittlung einer patriotischen Botschaft ging. In solchen Werken verstand Matejko seine Kunst, die er nicht »von der Liebe zum Heimatland« zu trennen vermochte, als »eine Art Waffe«.

und 19 Städte zur Sicherstellung ihrer Rechte zusammenschlossen. Da dieser Protest über lange Jahre keine zufriedenstellenden Ergebnisse zeitigte und der Kaiser den »Bund« am 1. Dezember 1453 als unrechtmäßig verurteilte, kündigten die preußischen Stände dem Hochmeister ihren Treueeid, erklärten dem Orden am 4. Februar 1454 den Krieg und unterstellten sich mit seinem Anführer Hans von Baysen am 6. März 1454 dem polnischen König Kasimir IV. Andreas als Schutzherrn. Aus dem landständischen Recht einer inneren staatlichen Organisation erwuchs nunmehr ein Widerstandsrecht gegen den Landesherrn. Dabei ging es den preußischen Ständen eigentlich nicht um einen anderen Landesherrn, sondern um einen besseren, der ihnen mehr Autonomie gewähren sollte. Eine solche Möglichkeit hatte und hätte der Deutsche Orden nie in Erwägung gezogen.

Am 22. Februar 1454 erklärte auch der Polnische König dem Hochmeister den Krieg und nahm am 6. März die Erhebung der preußischen Stände an. Nun entspann sich bis 1466 der »Dreizehnjährige Krieg«, bei dessen Beginn der Orden bereits etliche seiner Burgen aufgeben musste und durch den Verlust weiter Landesteile wichtige Einnahmequellen verlor. Da er die Forderungen seiner Söldner, die als Pfand die Marienburg besetzt hatten, nicht erfüllen konnte, gab der Hochmeister 1457 sogar seinen Hauptsitz auf und

siedelte nach Königsberg um. Nur wenige Tage danach hielt der polnische König, nachdem er den Besatzern ihren Sold gezahlt hatte, Einzug in das Ordenschloss an der Nogat.

Neun weitere Jahre dauerten die kriegerischen, vor allem von marodierenden Söldnertruppen geführten Auseinandersetzungen noch an, die Niederlage des Ordens zeichnete sich aber immer deutlicher ab, so dass der Hochmeister letztlich einem Friedensschluss zustimmen musste, der am 15. Oktober 1466 – wiederum in Thorn – besiegelt wurde. Durch die Bestimmungen dieses Zweiten Thorner Friedens wurden weite Teile des preußischen Landes der Polnischen Krone zugeordnet, die Marienburg blieb in feindlicher Hand, und auch das Ermland wurde abgetrennt und kam an das autonome Polnisch-Preußen, das der Orden nun offiziell abtrat. Damit war die dominierende Stellung des Ordens im Ostseeraum endgültig beseitigt.

Der Friedensschluss von Thorn zwischen Heinrich von Plauen, Großmeister des Deutschen Ordens, Władysław Jagiełło, König von Polen, und Witold, Großfürst von Litauen, vom 1. Februar 1411

FUNDORT: ARCHIWUM GŁÓWNE AKT DAWNYCH (AGAD), WARSCHAU



DIE FESSELN DER POLNISCHEN LEHNSHERRSCHAFT

Durch den Friedensschluss veränderte sich allerdings auch der Status der übrigen, dem Orden noch verbliebenen Gebiete. Von nun an sollte der Hochmeister dem polnischen König einen Treueid schwören, wodurch der Ordensstaat Polen faktisch inkorporiert zu werden drohte. Dabei blieb es unerheblich, ob der Hochmeister entsprechend der Privilegierung des Ordens solch einen Lehnseid überhaupt schwören konnte; denn dieses Vorrecht hatte aufgrund der nun eingetretenen machtpolitischen Konstellation seinen Schutzcharakter eingebüßt. Zwar wehrte man sich auf Seiten des Ordens anfänglich noch gegen eine solche Verpflichtung, am Ende aber akzeptierten die jeweiligen Hochmeister bis 1498 das ihnen auferlegte Lehnsverhältnis.

Diese rechtlichen Abhängigkeiten des Ordens engte seine Handlungsmöglichkeiten in hohem Maße ein; denn gegenüber dem Lehnsherrn bestand eine der zentralen Verpflichtungen für einen Vasallen in der Heeresfolge. Die staatspolitische Lage erschien somit am Ende des 15. Jahrhunderts als geradezu hoffnungslos. So kann es kaum wundernehmen, dass der Erzbischof von Gnesen sogar anregte, den polnischen König in Personalunion als Hochmeister einzusetzen.

Der Orden suchte diese Fesseln dadurch zu lockern, dass er begann, die Hochmeisterwürde deutschen Fürstensöhnen anzutragen. Dank diesem taktischen Zug versprach man sich stärkere Unterstützung aus dem Reich und hoffte, derart die Ansprüche und den Einfluss des polnischen Königs zurückdrängen zu können. So wurde 1498 mit Herzog Friedrich von Sachsen erstmals ein Reichsfürst zum neuen Hochmeister gewählt. Ihm gelang es, die Beziehungen zum Deutschen Kaiser Maximilian zu verbessern und tatsächlich den Treueid zu verweigern. Von erheblichem Nachteil war allerdings, dass Friedrich sich mehrere Jahre lang nicht in seinem Herrschaftsgebiet aufhielt und somit eine Vielzahl von energisch eingeleiteten Reformmaßnahmen, die vor allem auf eine Konsolidierung des Staatshaushalts zielten, nicht zum Erfolg führen konnte. Im Alter von 37 Jahren starb er 1510 in seiner Heimat, in Rochlitz.

Noch während Friedrichs Amtszeit hatten Repräsentanten des Ordens mit den Hohenzollern Verhandlungen aufgenommen, um frühzeitig aus diesem Haus einen Nachfolger zu gewinnen. Diese Gespräche führten zu dem Ergebnis, dass der aus der fränkischen Linie stammende Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach zur gegebenen Zeit zum Hochmeister gewählt werden sollte: Gemäß der für die Hohenzollern festgelegten Erbfolgeregeln, der *Dispositio Achillea*, war der 1490 geborene Albrecht zu einer geistlichen Laufbahn bestimmt worden und mit 16 Jahren bereits als Domherr an den Hof des Kurfürsten Hermann von Köln gelangt. Hinzu kam, dass er ein Neffe des polnischen Königs Sigismund I. war. Diese verwandtschaftlichen Beziehungen nährten die Hoffnung, der Orden könnte auf friedlichem Wege eine größere Unabhängigkeit des Ordens erreichen. Nach seiner Wahl (im Dezember 1510) und seinem Einzug in Königsberg (im Herbst 1512) zerschlugen sich diese zuver-



Preußen von 1466 bis 1772: Die Woiwodschaften und Bezirke des Königlichen Preußen (blau, hellgrün, magenta, gelb) und der Staat des Deutschen Ordens (hellgrau), ab 1525 das Herzogtum Preußen (nach 1701 Königsprovinz des Königreichs Preußen)

sichtlichen Erwartungen allerdings. Sigismund forderte unverwandt die Leistung des Huldigungseides, so dass Albrecht darauf sinnen musste, sich dieser Forderung zu entziehen.

Aus dem Bedürfnis heraus, den Orden endlich aus seiner schwachen Position zu befreien, entschloss sich Albrecht zu einem äußerst riskanten Manöver. Als letzten militärischen Versuch, die polnische Vormundschaft abzuschütteln, begann er am Jahreswechsel 1519/20 den »Reiterkrieg«, der 16 Monate währte. Diese mit wechselndem Kriegsglück geführten Auseinandersetzungen, bei denen offene Feldschlachten vermieden und des Öfteren diplomatische Friedensinitiativen ergriffen wurden, kamen zu einem Ende, weil der römisch-deutsche Kaiser Karl V. und der böhmisch-ungarische König Ludwig II. intervenierten und einen vierjährigen Waffenstillstand vermittelten, der am 5. April 1521 in Kraft trat. Diese Vereinbarung bestätigte, dass beide Seiten am Ende ihrer wirtschaftlichen und militärischen Möglichkeiten angekommen waren. Albrecht zog sich nun in seine Heimat zurück, um seine weiteren Handlungsoptionen aus einigem Abstand heraus zu überprüfen und zu überdenken. Dort musste er freilich feststellen, dass er in Deutschland für seine Position in Preußen keine Unterstützer mehr finden würde: Im Reich hatte man zu dieser Zeit aufgrund anwachsender sozialer Unruhen und gesellschaftlicher Konflikte – wie sie beispielsweise in Aufständen der Bauernschaft oder vor allem in den brisanten Positionen der Reformatoren manifest wurden – eigene, andersgelagerte politische Probleme zu lösen.



Wappen Markgraf Albrechts von Brandenburg, des 37. (nicht 34.) – und letzten – Hochmeisters und ersten Herzogs in Preußen

»VIDE MIRABILIA!«

Gerade jene von der Reformation entfaltenen Kräfte gewannen für die weitere Entwicklung des Ordensstaates wie für das persönliche Schicksal des Hochmeis-

ters eine überragende Bedeutung, denn sie ermöglichten eine Entwicklung, die binnen des kurzen Zeitraums von vier Jahren grundstürzende Veränderungen hervorrief. – Albrecht lebte, nachdem er Preußen verlassen hatte, die meiste Zeit über in Nürnberg, wo die Reformation von ihrem Beginn an eine große Anhängerschaft hatte. Vermutlich hörte er damals bereits Predigten Andreas Osianders, der seit 1522 als Theologe an der Lorenzkirche wirkte. Albrechts anhaltende geistige Nähe zu diesem einflussreichen Reformator spiegelt sich nicht zuletzt darin wider, dass er Osiander 1549 an die Königsberger Universität berief, ihn dort gegen die Statuten zum *professor primarius*, zum Dekan der theologischen Fakultät, ernennen ließ und unbeirrt an dessen höchst umstrittenen, mehrheitlich abgelehnten Lehrmeinungen festhielt.

Einen weiteren Kontakt zu den reformatorischen Bestrebungen wollte Dietrich von Schönberg, ein führender Rat und Günstling des Hochmeisters – der abschätzig auch als »des hoemeisters underhembd« bezeichnet wurde – schon 1521 stiften, indem er anregte, Martin Luther um Vorschläge zu bitten, auf welche Weise die Regeln des Deutschen Ordens erneuert werden könnten. Nach einigen Verzögerungen kam Albrecht im Jahre 1523 auf diesen Gedanken zurück und wandte sich mit jenem Anliegen nun selbst an Luther. Seine Ratschläge kleidete der Reformator in die Form eines, leider nicht exakt datierbaren Sendschreibens, dem er den folgenden Titel gab: »An die herren Deutschs! Ordens / das sy falsche keusch= | hait meyden / vnd zür rech | ten Eelichen keusch= | hait greyffen / | Ermanüg«. In seinen Ausführungen beschränkte sich Martin Luther freilich nicht darauf, den Ordensbrüdern die Ehe anzuraten, vielmehr empfahl er eine vollständige Auflösung des Ordens und die Verwandlung seines Staates in ein weltliches Territorium. Darum reiste Albrecht im Jahre 1524 selbst nach Wittenberg, um sich im persönlichen Gespräch mit dem Reformator zu beraten. Nach diesem Treffen war offenbar Albrechts Entscheidung gefallen, die Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum anzustreben.

Dabei wusste der Hochmeister natürlich, dass ein derart tiefgreifender Wandel nur mit dem Einverständnis des polnischen Königs herbeigeführt werden könnte. Deshalb galt es, zügig Verhandlungen aufzunehmen – wobei das baldige Auslaufen der Vierjahresfrist, auf die der Waffenstillstand von 1521 begrenzt worden war, den Zeitdruck noch erheblich erhöhte. Die bilateralen Unterredungen, die größtenteils im Geheimen stattfanden, zeitigten erstaunlicherweise erfreulicherweise höchst positive Ergebnisse, so dass die angestrebte Transformation tatsächlich in Angriff genommen werden konnte. Dass dieser Prozess nahezu störungsfrei ablief, war nicht zuletzt der für das Unternehmen glücklichen Fügung geschuldet, dass die Bauernkriege im Heiligen Römischen Reich alle Aufmerksamkeit der Herrschenden fesselten und weder der Kaiser noch die Fürsten das Geschehen im fernen Preußen im Blick behielten.

Der staunenswerte Erfolg dieses zunächst kaum merklichen Übergangs war neben den günstigen Zeitläuften allerdings nicht allein auf die Zielstrebigkeit, die umsichtige Planung und das di-



Albrecht von Brandenburg-Ansbach im Ornat des Hochmeisters – Gemälde von Hans Krell (1490–1565)



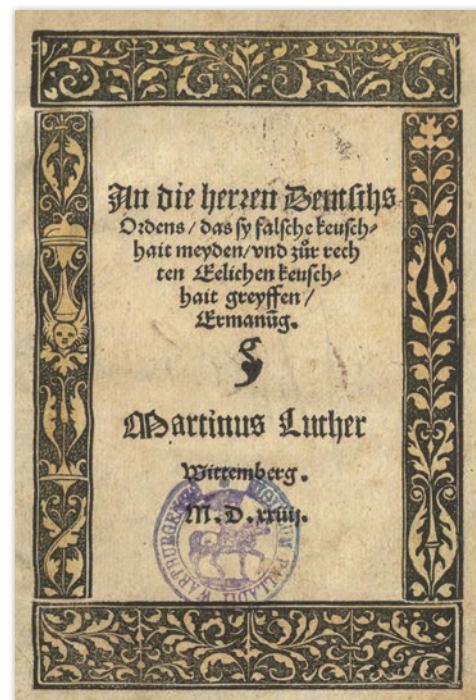
QUELLE: MUZEUM NARODOWE W WARSZAWIE

Der Onkel und Gegenspieler Albrechts von Brandenburg: Sigismund I. (1467–1548), seit 1507 König von Polen – Gemälde von Hans Dürer (1490–1534) aus dem Jahr 1530

plomatische Geschick des Markgrafen Albrecht zurückzuführen, sondern beruhte zu einem erheblichen Teil auch auf der Entschiedenheit und der Autorität des Bischofs von Samland, Georg von Polenz, der sich bereits in seiner auf Deutsch gehaltenen Weihnachtspredigt des Jahres 1523 zur Lehre Luthers bekannt hatte und kurz darauf offiziell zum Protestantismus übergetreten war. Da er während der Abwesenheit des Landesherrn in den Jahren von 1522 bis 1525 als Regent des Ordens sowie als oberster Kanzler des Staates amtierte, standen ihm alle Mittel zur Verfügung, unter Albrechts ausdrücklicher Zustimmung die Reformation in seinem Bistum und darüber hinaus bereits 1524 flächendeckend einzuführen, und deshalb gelang es ihm, das Feld für die Säkularisierung der Herrschaftsform frühzeitig zu bereiten. So war es auch Georg von Polenz, sein bedeutender Mitstreiter, dem Martin Luther im April 1525 voller Freude schrieb: *Vide mirabilia! Ad Prussiam pleno cursu plenisque velis currit Evangelium!* [Siehe das Wunder! In voller Fahrt, mit prallen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen!]

DIE GRÜNDUNG DES ERSTEN EVANGELISCHEN STAATES

Als es am 8. April 1525 – wenige Tage vor Ablauf der vierjährigen Waffenstillstandsvereinbarung – zum Friedensschluss von Krakau kam, trat diese diskret vorbereitete Einigung zwischen Polen und dem Deutschen Orden für



QUELLE: UB JENA

Titelblatt von Martin Luthers Sendschreiben »An die herren Deutschs! Ordens / das sy falsche keusch= | hait meyden / vnd zür rech | ten Eelichen keusch= | hait greyffen / | Ermanüg.«

das Reich wie die Kirche überraschend ein; und sowohl der Kaiser als auch der Papst vermochten den ausgehandelten Bedingungen, insbesondere der Säkularisation der geistlichen Herrschaft in Preußenland, geradezu zwangsläufigerweise nicht zuzustimmen – selbst wenn damit ein jahrzehntelanger Konflikt beigelegt werden konnte. Karl V. verhängte gegen Albrecht 1532 sogar die Reichsacht, die aber wirkungslos blieb.

Neben der Möglichkeit, die Reformation erstmalig in einem Flächenstaat zu institutionalisieren, war es für diesen Friedensvertrag entscheidend, dass Albrecht das Ordensland dem polnischen König zunächst abtreten sollte, um sodann damit wiederum belehnt zu werden. Diese Verpflichtung zum Lehnseid sollte auch auf die Erben des Herzogs übergehen. Ebenfalls belehnt wurden die Brüder des Herzogs aus der fränkischen Linie. Dies hatte die rechtliche Wirkung, dass erst nach dem Aussterben aller männlichen Erben das Land wieder an die Krone Polen fallen würde. Diese erbrechtlichen Regelungen zugunsten der Nachkommen legten eine dynastische Politik nahe, die 1599 zu einem Hausvertrag zwischen dem Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg und – als dem Vertreter der fränkisch-preußischen Linie – dem Markgrafen Georg Friedrich I. führte. Hier wurde die Unteilbarkeit sämtlicher Hohenzollernscher Lande zugunsten der brandenburgischen Linie vereinbart. Die staatsrechtliche Verknüpfung von Preußen und Brandenburg war damit nur noch eine Frage der Zeit.

Am 9. Mai 1525 nahm Albrecht in Königsberg die Huldigung der Stände entgegen. Damit trat nun ein Herzogtum in die deutsche Geschichte ein, das den Namen Preußen führte. Damals konnte sich gewiss keiner der Beteiligten vorstellen, welche überragende



QUELLE: HERZOG ANTON ULRICH MUSEUM BRAUNSCHWEIG

Albrecht von Hohenzollern, Markgraf von Brandenburg-Ansbach, Herzog von Preußen – Gemälde von Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553) aus dem Jahr 1528

Bedeutung ein Staat dieses Namens in späterer Zeit für die deutsche und europäische Geschichte haben würde. – Die Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum gelang ohne irgendwelche Hemmnisse. Schon im Dezember beschloss der Landtag, der nun für gesetzgeberische Akte zuständig war, eine allgemeine Landesordnung; und das funktionstüchtige Herrschafts- und Verwaltungssystem, das die Feudalverfassung des Ordens mit seinen Gebietigern und Komturen herausgebildet hatte, konnte bruchlos in eine Regierung der Oberräte und Amtshauptleute überführt werden. Die hilfreichen Routinen dieser Verwaltungstradition blieben somit gewahrt. Dabei entwickelte sich übrigens auch die Bezeichnung »Landrat«, die heute noch in Deutschland

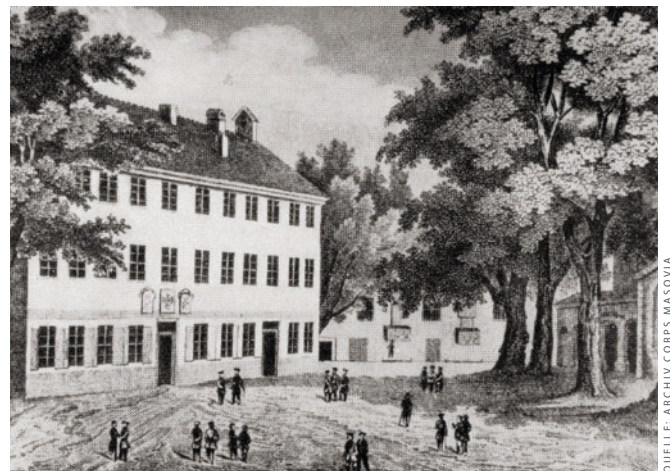
eine besondere Bezeichnung für die Leiter der Kreisverwaltungen darstellt.

Die politisch wie konfessionell unsichere Position seines neu konstituierten Staates wusste Herzog Albrecht mit diplomatischem Geschick zu stabilisieren. Zum einen knüpfte er Verbindungen zu evangelischen Herrschern und Städten im Reich, zum anderen bemühte er sich um engere Beziehungen zur Hanse sowie zu den Anrainerstaaten der Ostsee, die sich ebenfalls schon frühzeitig zum Protestantismus bekannt hatten. Dadurch vermochte er schon bald eine gewisse Autonomie gegenüber dem polnischen König zu erlangen.



QUELLE: OSTPREUSSISCHES LANDESMUSEUM LÜNEBURG

Titelblatt der Weihnachtspredigt von Georg von Polenz, gehaltenen Weihnachten 1523: »Ein Sermon des würdigen Gott Vaters Herren Georgen von Polentz, Bischof zu Samland, am Christtag in der Domkirche zu Königsberg in Preussen gepredigt«



QUELLE: ARCHIV CORPUS MASOWIA

Zeichnung des alten Universitätsgebäudes in Königsberg (um 1850)

Der Herzog war überdies den Freien Künsten wie der Malerei und insbesondere der Musik an seinem Hof zugetan; vor allem aber förderte er die Wissenschaft durch die Königsberger Universität, die ALBERTINA, die er mit großer Weitsicht im August 1544 gründete und die sich bald zu einem intellektuellen und kulturellen Zentrum der Region entwickelte. Ungeachtet der Probleme, Streitigkeiten und Intrigen, die Albrechts letzte Lebensjahre überschatteten, konnte die Geschichte somit ein Bild von ihm bewahren, das ihn mit Recht als einen klugen Staatsmann zeichnet, der, ohne über allzu viele eigene Machtmittel zu verfügen, in einer historisch günstigen Konstellation einen tiefgreifenden und zukunftssträchtigen Wandel zuwege brachte und zudem seinen Staat und seine Verfassung nach Kräften förderte.

st

ANGEKOMMEN

Die Integration der Vertriebenen in Deutschland

Unter diesem Titel zeigt das WESTPREUSSISCHE LANDESMUSEUM vom 10. Mai bis zum 17. Juli eine Ausstellung, die vor einigen Jahren vom ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN konzipiert worden ist. Ganz eigene Akzente setzen darüber hinaus zahlreiche Originalobjekte aus den eigenen Beständen sowie höchst aufschlussreiche Fallbeispiele und Dokumente.

Das »Ankommen« nach Flucht und Vertreibung

2025 jährt sich das Ende des Zweiten Weltkrieges zum 80. Mal. Diese Zäsur wirkt bis heute nach – nicht zuletzt durch die Flucht und Vertreibung von 12 bis 15 Millionen Deutschen, durch die größte Zwangsmigration in der europäischen Geschichte, die kurz vor dem Kriegsende einsetzte und bis weit in die nachfolgende Zeit hineinreichte. Dabei kamen Millionen von Menschen in ein vom Krieg zerstörtes Land, das selbst unter großer Not litt.

Die Aufnahme der Heimatlosen stellte die westdeutsche Gesellschaft vor gewaltige Herausforderungen: Mangel an Wohnraum, Nahrungsmitteln, Arbeit, sozialer Anerkennung – all das prägte die erste Zeit nach der Ankunft. Alteingesessene begegneten den Neuankömmlingen oft mit Ablehnung und Misstrauen. Dass sie selbst nur durch geographisches Glück von Flucht und Vertreibung verschont geblieben waren, geriet häufig aus dem Blick.

Und doch: Rückblickend war die Integration der Vertriebenen eine der herausragenden Leistungen der Nachkriegsgesellschaft: Es kam zu den größten politischen, sozialen und konfessionellen Veränderungen seit dem 30-jährigen Krieg. Der Wille vieler Vertriebener, das Land aus den Trümmern des Krieges mit aufzubauen sowie für ein Europa in Frieden zu arbeiten, trug wesentlich zu diesem Erfolg bei. Aus den vielfältigen Kulturen von Alt- und Neubürgern entstand im Laufe der Jahre letztlich eine neue deutsche Identität. Daher stellt die Pflege der kulturellen Wurzeln, welche Flüchtlinge und Vertriebene nach 1945 in die neu entstandene Gesellschaft eingebracht haben, bis heute eine gesamtdeutsche Verantwortung dar.

Informative Tafeln und spannende Exponate

Die vierteilige Tafel-Ausstellung zeichnet den Weg von der Ankunft über die schwierigen Anfangsjahre bis hin zur gesellschaftlichen und politischen Teilhabe höchst differenziert nach. Sie beleuchtet Veränderungen, die Deutschland durch die Integration der Vertriebenen nachhaltig geprägt haben – und sie erinnert an das Ringen um rechtliche Anerkennung, Gedenkkultur und den Erhalt eigener kultureller Wurzeln.



Den umfangreichen, mit mannigfaltigen Abbildungen illustrierten Lesestoff der großformatigen Tafeln hat das Museumsteam geschickt durch eigene Arrangements von Exponaten, Bildzeugnissen und Dokumenten ergänzt und aufgelockert. So werden Flucht und Vertreibung dank regionalen Fallbeispielen als kontinuierlich virulentes globales Thema erfahrbar gemacht: Angesichts dieser Prozesse stellt sich somit die Frage nach Integration und Zusammenhalt gerade heute wieder mit besonderer Dringlichkeit.

Zudem dokumentieren etliche Ausstellungsstücke die spezifische Erinnerungskultur der Menschen aus Westpreußen und sprechen deshalb eine Reihe von Besucherinnen und Besuchern, die aus den jeweiligen Kreisen bzw. Städten stammen, ganz persönlich an.

Schließlich werden die Vorgänge der unmittelbaren Nachkriegszeit auch an konkreten Beispielen aus dem Münsterland verdeutlicht. Aktenbestände aus dem Warendorfer Kreisarchiv eröffnen beispielsweise

einen unmittelbaren Blick auf die Probleme, die sich aus der Notwendigkeit ergaben, in kurzer Zeit den Zustrom von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen zu bewältigen: Kurzfristig war humanitäre Hilfe zu gewährleisten, zugleich aber mussten auch mittelfristige Planungen vorgenommen werden – und dabei durfte auch die aufnehmende Gesellschaft nicht überfordert werden. Um die Dimensionen und die Brisanz dieser Aufgabe begreifbar zu machen, mag der Hinweis hilfreich sein, dass allein in den Durchgangslagern Ahlen, Warendorf und Telgte innerhalb weniger Monate etwa 160.000 Flüchtlinge und Vertriebene aufgenommen wurden – und rund 50.000 von ihnen dauerhaft in den Kreisen Beckum und Warendorf blieben.



Flüchtlingsbaracke in Warendorf (1949)



FOTOS AUF DIESER SEITE: URSULA ENKE

Impressionen von der Tafel-Ausstellung

Zwei aussagekräftige Dokumente
aus der Zeit des »Ankommens«

In der Ausstellung werden zwei Briefe gezeigt, die der Regierungspräsident von Münster im Oktober 1945 verfasst hat und die wie in einem Brennglas die zentralen Konfliktfelder zu erkennen geben. (Die Zitate folgen der Orthographie des Originals.) – Das erste Schreiben richtete er am 3. 10. an »die Herrn Landräte pp.«, um sie zu Vorbereitungen der »Aufnahme von Ostflüchtlingen« aufzufordern. Dazu schildert er zunächst die aktuellen Voraussetzungen und Zwänge:

Nach Mitteilung der englischen Militärbehörde muss der Regierungsbezirk in allernächster Zeit mit der Aufnahme grosser Flüchtlingsmassen aus dem deutschen Osten rechnen. Sie können zwar weder ihrer Zahl nach augenblicklich übersehen werden, noch lässt sich über ihre Ankunft etwas sicheres sagen. Die Vorkehrungen wegen ihrer Aufnahme müssen aber sofort in Angriff genommen und in einem Umfang gefördert werden, so dass die Aufnahmegebiete auch größten Ansprüchen genügen können.

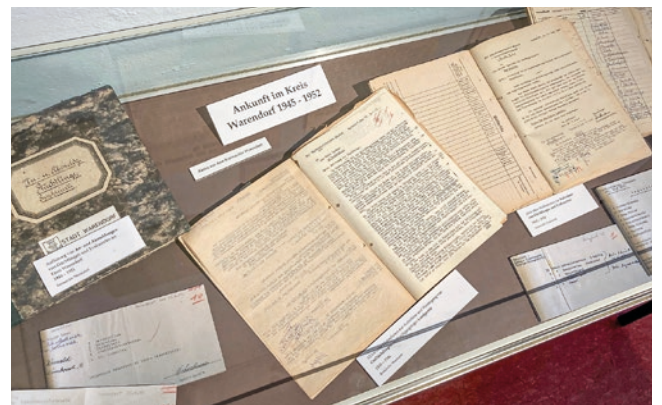
Nach einer genaueren Diskussion der einzelnen Problemfelder fasst der Autor nochmals zusammen, dass sich die »vorbereitenden Massnahmen« somit auf vier Hauptbereiche »zu erstrecken haben:«

- 1) auf die erste Verpflegung der ankommenden Flüchtlinge (Sammelküchen und evtl. vorübergehende Sammelunterkünfte). Es bleibt allerdings zu erstreben, möglichst schnelle Weiterbeförderung in die vorgesehenen Unterkünfte.
- 2) Die gesundheitliche Betreuung. Untersuchung durch den Amtsarzt, notwendigenfalls Zuhilfenahme weiterer Ärzte. Den dort zuständigen Amtsarzt wollen Sie hierüber verständigen.
- 3) Bereitstellung der Dauerquartiere als Einzel- und Familienquartiere. Es ist darauf Bedacht zu nehmen, dass Familienangehörige möglichst zusammen bleiben. Es wird also notwendig sein, mit der listenmässigen Festlegung der Quartiere bei den Ortsbehörden sofort zu beginnen.
- 4) Sicherstellung von Wäsche und Kleidungsstücken muss sofort nach Unterbringung der Flüchtlinge in Angriff genommen werden.

In der Abschrift des Briefes, die für die Ortsbehörde Warendorf ausgefertigt worden war, findet sich eine Ergänzung, die auf das Ausmaß der Belastungen und der in kurzer Zeit zu erbringenden Hilfeleistungen schließen lässt:



**Galerie zur Aktualität von Flüchtlingsschicksalen
sowie Lesecke mit Literatur für Kinder und Jugendliche**



Dokumente der Jahre 1945 bis 1952 aus dem Kreis Warendorf



**Die Tafel-Ausstellung sowie eine Vitrine mit
Erinnerungsstücken von und für Westpreußen**

Für den Kreis Warendorf war zunächst die Unterbringung von 10.000 Flüchtlingen vorgesehen. Diese Zahl ist nachträglich vom Reg.Präs. auf 8.000 herabgesetzt worden. Es wird wohl nicht mehr möglich sein, eine Herabsetzung der Zahl von 8.000 zu erwirken.

Während es in diesem Schreiben darum geht, die aufnehmenden Gemeinden auf ihre Pflichten – und gewiss auch Verzichtleistungen – vorzubereiten, richtet sich das zweite, vom 15. Oktober 1945, auf die tatsächliche Ankunft der Flüchtlinge. Dabei ist die Dissonanz zwischen den leicht vorstellbaren Hoffnungen und Erwartungen von Menschen, die allermeist eine vieltägige strapaziöse Zugfahrt hinter sich hatten, und den Maßnahmen derjenigen, die in Kategorien der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sowie des Gesundheitsschutzes dachten, unüberhörbar; und dieses Spannungsverhältnis dürfte sich besonders unverstellt wahrnehmen lassen, wenn die Verwaltungssprache der bürokratischen Anweisungen auch in ihrem ursprünglichen Schriftbild erscheint. (Die im Textbeispiel wiedergegebene Passage macht gut drei Fünftel des gesamten Schreibens aus. Im Anschluss daran werden lediglich noch Einzelfragen – wie die Beleuchtung der Bahnsteige, der Bau von Aborten oder der Impfschutz des Hilfspersonals – geklärt.) st WLM / Erik Fischer

Betr: Betreuung der Flüchtlinge.

Im Einvernehmen mit der Militärregierung ordne ich mit sofortiger Wirkung an, dass beim Einlaufen des Flüchtlingszuges sofort genügend Polizei an Ort und Stelle zur Verfügung gestellt wird. Die Polizei hat den ganzen Zug sofort zu umstellen und Vorsorge zu treffen, dass niemand auf eigene Faust den Zug verlässt und sich irgendwo ein Unterkommen suchen will. Es ist also Aufgabe der Polizei, dafür zu sorgen, dass niemand den Zug verlässt, der nicht ärztlich untersucht, entlauset und durch die Sperre gegangen ist.

Es sind Massnahmen dahin zu treffen, dass 3 Ärztgruppen beim Einlaufen des Zuges anwesend sind. Diese haben am Anfang des Zuges, in der Mitte und am Ende des Zuges den Flüchtlingszug zu besteigen und durchzugehen.

Evtlg. vorgefundene Leichen sind an Ort und Stelle zu desinfizieren, zu entlausen und sodann in der Nähe befindlichen Leichenhallen unterzubringen.

Die zweite Aufgabe der Ärzte ist, die Kranken des Zuges aufzusuchen, Anordnungen zu treffen, dass sie sofort entlauset werden und weiter anzuordnen, ob die Kranken gesondert von den übrigen Flüchtlingen abtransportieren sind und dem Hospital zugeführt werden müssen.

Die Ärzte treten noch einmal in Tätigkeit. Zuvor ist aber folgende Aufgabe durchzuführen. Der Zug muss von dem restlichen Teil des Flüchtlinge und dem mitgebrachten Gepäck entleert werden. Hierbei soll die stark eingesetzte Polizei tatkräftig mitwirken. Bei dieser Arbeit ist Wert darauf zu legen, dass abteil- und waggonweise vorgegangen wird. Jeder Flüchtling und sein Gepäck sind zu entlausen. Nach der Entlausung sind die Flüchtlinge nahrungsmässig zu versorgen. Dann werden sie zweckmässig in einem Raum versammelt und von diesem Raum ausgehend begitten. Die Ärzte zum 3. Mal in Funktion zu treten. Jeder Flüchtling muss körperlich untersucht werden. Bei diesen Untersuchungen ist Bedacht zu nehmen auf Hautkrankheiten, Infektionskrankheiten, (Typhus, Ruhr, Tbc.) desgleichen auf Geschlechtskrankheiten. Auf evtl. noch vorhandenes Ungeziefer ist zu achten. Nach dem ärztlichen Gutachten sind die Personen dem Hospital zuzuführen oder ihrem Quartier mit der besonderen Anweisung für diejenigen, die der ärztlichen Behandlung bedürfen.

Schreiben des Regierungspräsidenten von Münster, Hackethal mit Namen, vom 15. Oktober 1945 an den »Herrn Landrat in Tecklenburg« (Veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung des Kreisarchivs Warendorf)

Komplizierte Annäherung an ein historisches Instrument

Anschaulicher Bericht zur Wiederherstellung der Chororgel in der Danziger Johanneskirche

Kurz vor dem Einsetzen der Corona-Pandemie wurde in Danzig eine Leerstelle wiederbesetzt: In der Johanniskirche, die im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt und erst schrittweise wiederaufgebaut worden ist, wurde im März 2020 eine Orgel eingeweiht, die als Wiederherstellung eines 1760/61 von Johann Friedrich Rhode erbauten Instrumentes verstanden werden will. An die Feierlichkeiten schloss sich im Herbst 2021 eine zweitägige Fachtagung an, bei der die Planung und Realisierung der Orgel-Rekonstruktion dargestellt und diskutiert wurde. Das Ostsee-Kulturzentrum Danzig, heute der Nutzer der Johanneskirche, hat die Beiträge des Symposiums auf Polnisch sowie in einer englischen Übersetzung veröffentlicht. Herausgekommen ist dabei ein edel ausgestattetes Buch über ein prächtiges Instrument.

Die Chororgel war die kleinere der beiden Orgeln in der Johanneskirche und hatte ihren Platz im nördlichen Seitenschiff. Von der mutmaßlich wichtigsten Arbeit des Johann Friedrich Rhode (1726–1770) sind nur Beschreibungen erhalten. Immerhin konnten große Teile des von Johann Heinrich Meißner gefertigten ursprünglichen barocken Orgelprospektes durch sichere Einlagerung über den Zweiten Weltkrieg gerettet werden. Sie blieben dann allerdings noch bis zum Jahr 2018 im Depot. Nun steht der vervollständigte, mit Vergoldungen und Engelsskulpturen gezierte Prospekt erneut auf der wiederhergestellten Empore an ihrem ursprünglichen Ort in der Johanneskirche. Er bildet die Schauseite für ein neues Instrument von dem Orgelbauer Guido Schumacher aus Eupen in Belgien. Es verfügt, angelehnt an das Vorbild am

LINK ZU EINEM AUSSCHNITT AUS DEM EINWEIHUNGSKONZERT VOM 6. MÄRZ 2020:

Andrzej Szadejko spielt TOCCATA & FUGA F-DUR von Johann Sebastian Bach (BWV 540)

[youtube.com/watch?v=3qwM0qcQ1Zw](https://www.youtube.com/watch?v=3qwM0qcQ1Zw)

selben Ort, über zwei Manuale, ein Pedal und 30 Register.

In dem vorliegenden Band beschreibt die Denkmalpflegerin Iwona Berent einleitend den Zustand der Johanneskirche um 1760, den Raum, in den sich die von Rhode und Meißner erbaute Orgel einzufügen hatte. Darauf folgt der umfangreiche Beitrag des Organisten und Orgelsachverständigen Andrzej Szadejko, dessen Recherchen die Grundlage für die Rekonstruktion der historischen Orgel bildeten. Szadejko schildert den Werdegang des im südlich von Danzig gelegenen Praust geborenen Orgelbauers Rhode – viel ist leider nicht über ihn bekannt – und macht die Sorgfalt anschaulich, mit der das Konzept für den Orgelneubau anhand historischer Bezugspunkte erarbeitet wurde. Dem höchst vielseitigen Musiker, der auch das renommierte *Goldberg Baroque Ensemble* leitet, ist hier ein gleichermaßen exzellenter Artikel gelungen. Er argumentiert nicht nur fachlich

fundiert, sondern vermag auch die historischen Quellen zum Sprechen zu bringen – obwohl die Orgelkunde doch eigentlich ein ziemlich exklusives Gebiet ist: Schon im Vertrag zwischen den Kirchenoberen und Johann Friedrich Rhode aus dem Jahr 1760, den Szadejko wiedergibt, heißt es bezeichnenderweise vor einer ausführlichen Beschreibung des zu bauenden Instrumentes warnend: »Für den Fachmann!!«

Die Orgelbauer Guido Schumacher und Szymon Januszkiewicz zeigen anschließend auf, wie die gesammelten Informationen in das neue Instrument Eingang gefunden haben. Ein unmittelbares Übersetzungs- und Passungsverhältnis zwischen Quellen und Instrument war dabei nicht zu erreichen, sondern es mussten von Fall zu Fall eigene, individuelle Entscheidungen getroffen



Der neue Spieltisch der Chororgel

werden. In einem eigenen Beitrag weist der an dem Projekt gleichfalls beteiligte lettische Orgelbauer Jānis Kalniņš durchaus kritisch darauf hin, dass das neue Orgelwerk »mehr Annäherung als getreue Rekonstruktion« sei. In diesem Zusammenhang wird dann auch deutlich, dass der Spieltisch der rekonstruierten Orgel zwar glaubwürdig authentisch aussieht, aber letztlich eine freie Neuschöpfung in barockem Stil ist.

Weitere Beiträge gehen detailliert auf die Restaurierungsarbeiten an den erhaltenen Teilen des historischen Orgelprospekts und auf die Herstellung der Glocken für das sogenannte Zimbelstern-Effektregister ein. Einen wichtigen ergänzenden Beitrag leistet am Ende des Bandes Bartosz Skop. Er behandelt die Orgelgeschichte Danzigs im 19. und frühen 20. Jahrhundert, die »fast vollständig vergessen« sei, und erschließt daraus, dass hinter den barocken



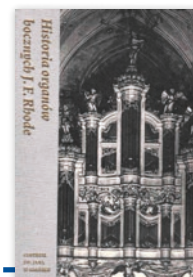
Die wiederhergestellte Chororgel im nördlichen Seitenschiff der Danziger Johanneskirche

Prospekten der Haupt- und der Chororgel von St. Johannes vor dem Ersten Weltkrieg hochwertige neue Orgelwerke eingebaut worden waren, und zwar Arbeiten der Orgelbauer Walcker aus Ludwigsburg (1902) und Wittek aus Elbing (1912). Sie hatten die barocken Instrumente vollständig ersetzt, haben aber ihrerseits den Zweiten Weltkrieg nicht überstanden.

Illustriert ist der Band derart ausgiebig, dass man sich nicht nur ein Bild von der Orgel machen kann, sondern auch umfassende Einblicke in die Rekonstruktions- und Restaurierungsarbeiten gewinnt. Nicht gut zu der anspruchsvollen Publikation passt die schwankende Qualität der Übersetzung ins Englische, bei der man stellenweise raten muss, was gemeint ist. Hinter dem Wort »gaming table« verbirgt sich dann beispielsweise ein Orgel-Spieltisch. Demgegenüber ist der Höreindruck der neuen Chororgel

in St. Johannes über jeden Zweifel erhaben. Wer sich im Internet das Video von der Einweihung der Orgel anschaut, wird höchstwahrscheinlich Andrzej Szadejkos Urteil zustimmen, der den Klang des neuen Instruments als »lebendig, klar, präzise, aber auch fein und abgerundet« charakterisiert.

st Alexander Kleinschrodt



Nadbałtyckie Centrum Kultury Gdańsku / Baltic Sea Cultural Center Gdańsk (Hrsg.)

Historia organów bocznych J. F. Rhode / History of J. F. Rhode's choir organ

300 S., Lwd.; 95,00 Zł.; Gdańsk: Nadbałtyckie Centrum Kultury, 2023; ISBN 978-83-962443-3-8

Das Gut Stecklin und das Herrenhaus aus Lärchenholz

Ein Beitrag zur Ortsgeschichte des Kreises Pr. Stargard

Von Karol Plata-Nalborski



Blick in den ehemaligen Rittergutshof in Stecklin. Zu sehen sind das historische Herrenhaus, der Speicher und die Stallungen.



Die Umgebung des Hofes mit Blick auf den Stecklin-See



Drohnenaufnahme des Herrenhauses und des Speichers

Stecklin (poln. *Szteklin*), früher *Steklno* oder auch *Stekelik*, *Stecklein* oder *Steckelna*, ist ein Dorf im Kociewie – genauer: im Kreis Pr. Stargard – und gehört zur Landgemeinde Lubichow (poln. *Lubichowo*). Dort fällt ein Haus ins Auge, das aus Lärchenholz errichtet wurde und das ehemalige Zentrum eines adeligen Gutshofs und Ritterguts gebildet hat. Diesem bemerkenswerten Haus sind die folgenden Ausführungen gewidmet, die sich zunächst der Geschichte des Hauptguts zuwenden und von diesem Ausgangspunkt aus der in ihren Ursprüngen noch nicht gänzlich erschlossenen Geschichte des Herrenhauses selbst sowie der zugehörigen Ländereien nachgehen werden.

POLNISCHE GROSSGRUNDBESITZER

Die früheste Erwähnung von Stecklin stammt aus dem Jahr 1402 und somit aus der Zeit des Deutschen Ordens. Im 15. Jahrhundert wird das Dorf in den Quellen als Rittergut erwähnt, aber seine Besitzer werden in den Quellen nicht genannt. Ab 1466, dem Jahr, in dem der Zweite Frieden von Thorn geschlossen wurde, befand es

sich während der nächsten Jahrhunderte im Besitz des polnischen Adels. Ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehörte es nacheinander: Aleksander von Stekliński vel Alexander de Steklin (1558); Fabian von Rautenberg Kliński, der das Junosza-Wappen führte (1570); Georg und Johann von Kliński (1605); Andreas Brant von Rokocin (1648), gefolgt von seinem Sohn Georg Brant; Johann von Wiecki und dessen Frau Hedwig, geb. Kossowski (1654); Kasimir von Rembowski (1670); Christoph von Czerwiński und seine Frau Hanna, geb. Górska (1682); Konstanze von Rembowski, geb. Bysstram, (1703); Ignatz von Rembowski (1720) und Jakob von Rembowski (1740); sowie schließlich Thomas von Grąbczewski (1742) und Kasimir von Grąbczewski (1758).

In der Mitte des 18. Jahrhunderts – und möglicherweise noch im frühen 19. Jahrhundert – hatten Stecklin und die südlich bzw. südwestlich von Pr. Stargard gelegenen Dörfer Rokoschin (poln. *Rokocin*), Owitz (poln. *Owidz*) und Rathsdorf (poln. *Radziejewo*) einen einzigen Besitzer. Nach dem Tod des pommerschen Kammerherrn und Kastellans von Kulm, Thomas von Grąbczewski wurde der große Gutsbezirk geteilt. Owitz und Stecklin erbte sein Sohn Kasimir; dessen Brüder Alexander und Josef erhielten Rokoschin bzw. Rathsdorf, und ihre Schwestern wurden in bar entschädigt. Kasimir, ein pommerscher Landregent und Clan von Kulm, kaufte seinem Bruder Rokoschin im Jahr 1759 ab und erwarb von Barbara von Czarliński zudem Suzemin (poln. *Sucumin*). Auf diese Weise bildete er einen Komplex von Landgütern mit Sitz in Rokoschin, während die adeligen Güter Stecklin, Owitz und Suzemin verpachtet wurden.

Kasimir von Grąbczewski starb vor 1773, und die Güter fielen vo-



Die Lage der Dörfer Stecklin, Rokoschin, Owitz und Rathsdorf sowie Suzemin im Kreis Pr. Stargard

QUELLE: GEOGRAPH. INSTITUT PAUL BARON, LIEGNITZ / SCHLESISN, 1913

rübergehend an seine Witwe Balbina, geb. Bnińska. Aufgrund einer Vereinbarung zwischen den Erben wurde dann aber 1777 sein Sohn Ignatz Makary von Grąbczewski zum alleinigen Eigentümer. Er belastete die Ländereien in den folgenden Jahrzehnten allerdings sukzessiv mit Hypotheken, die er nicht mehr ablöste. Bereits 1789 war er gezwungen, Owitz zu verkaufen. Seine Mutter, die ihren Einfluss auf die Besitzungen verloren hatte, warf ihm daraufhin maßlose Ver-

schwendung vor; und letztlich wurden Stecklin, Rokoschin und Suzemin aufgrund interner Absprachen 1797 für eine Summe von 96.000 Thaler von Jakob Halk-Łebiński erworben. Da der neue Besitzer seine Schulden ebenfalls nicht begleichen konnte, verkaufte er den Rokoschiner Güterkomplex im Jahr 1804 für 103.000 Thaler an Johann Vinzent von Felden-Wybczyński und dessen Frau Barbara Agnes, geb. von Pawłowska. Aber auch sie kamen ihren Verpflichtungen nicht nach und belasteten die Grundstücke sogar noch mit zusätzlichen Pfandrechten – so dass Rokoschin, Stecklin und Suzemin schließlich im Jahr 1815 öffentlich versteigert wurden.

Valentin von Łebiński (1764–1843), der Sohn von Jakob Halk-Łebiński, erhielt den Zuschlag bei einem Gebot von 52.050 Thalern. Er hatte gute Beziehungen sowohl zur preußischen Verwaltung als auch zu den napoleonischen Truppen und war bis etwa 1818 Landrat von Pr. Stargard, in dieser Zeit verkaufte er das Gut Suzemin an Friedrich Wilhelm von Schlieben. Seine Bemühungen, die Lasten auf den anderen Dörfern abzulösen, blieben leider ohne Erfolg, so dass auch die restlichen Teile des früheren Komplexes von Landgütern Ende der 1820er Jahre auseinanderfielen. Rokoschin wurde 1827 aufgrund seiner Überschuldung beschlagnahmt, und das gleiche Schicksal widerfuhr auch Stecklin, das weniger als zwei Jahre später der Gläubiger Stanislaus von Kalkstein aus Klonowken (poln. *Klonówka*) übernahm. Ihm wiederum kaufte das Gut der Deutsche Johann Alsen für – nach Auskunft des Vertrags vom 12. Juli 1829 – 6.030 Thaler ab. Damit endete die Ära des polnischen Adels auf diesem Gut.

DER BAU DES HERRENHAUSES UND SEINE SCHWIERIGE DATIERUNG

Die Abfolge der Besitzer während der 1820er Jahre ist im Auge zu behalten, wenn sich das Interesse nun dem klassizistischen Herrenhaus zuwendet, das am Rande eines Hügels über der Senke zwischen dem Stecklin-See und dem Summin-See liegt (und heute an der Radziejewska-Straße die Hausnummer 24 trägt). Es ist bis in die Gegenwart hinein erhalten geblieben und bildet im Kociewie das einzige Denkmal dieser Art. Das einstöckige Gebäude wurde mit einem rechteckigen Grundriss auf einem Steinfundament errichtet. Die Baukonstruktion besteht aus Lärchenholz; an den Giebelseiten sind die Wände des Dachgeschosses in Fachwerk ausgeführt, das ursprünglich mit Ziegeln ausgefüllt worden war. Auffällig ist das Krüppelwalmdach, in das mehrere Ochsenaugen eingefügt sind.



Historisches Herrenhaus in Stecklin – zeitgenössische Ansicht der Westfront mit Haupteingang



Die problematische Angabe des Baujahrs »1823« auf dem Küchenbalken.

Zudem finden sich bescheidene architektonische Verzierungen wie Gesimse, Eckverkleidungen und Fensterläden aus Holz.

Die polnischsprachige *Wikipedia* kennzeichnet dieses Haus überraschenderweise als Beispiel für einen polnischen Adelssitz. Demgegenüber sollte aber festgehalten werden, dass es architektonisch keineswegs von den in Westpreußen vorherrschenden deutschen Bauformen abweicht und sich zugleich von den Residenzen des polnischen Adels in Mittel- und Ostpolen doch deutlich unterscheidet.

Ein eigenes Problemfeld eröffnet die Frage nach der Datierung des Gebäudes; denn dabei ergeben sich einige Unstimmigkeiten und Unklarheiten. – In einer umfangreichen, Mitte der 1970er Jahre erstellten Dokumentation zum Erhaltungszustand des Gutskomplexes in Stecklin sind keine konkreten Baujahre angegeben, sondern nur vage Vermutungen angestellt worden, dass die Entstehungszeit auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts oder – etwas genauer – auf dessen erste Jahrzehnte anzusetzen sei. Auf einem Küchenbalken hingegen ist die Jahreszahl 1823 eingraviert, die jedoch erst aus jüngerer Zeit stammt und bei einer Generalsanierung in den 1980er Jahren angebracht wurde. Demgegenüber nennt die Denkmalregistrierungskarte von 1959 die Jahreszahl 1827, ohne dass dafür allerdings ein Beleg beigebracht würde. Die Inschrift vermag somit keine solide Auskunft zu geben, zumal die Personen, die die Renovierung des Gebäudes in Auftrag gegeben bzw. durchgeführt haben, nicht mehr befragt werden können.

Wenn das Herrenhaus tatsächlich 1823 oder 1827 entstanden sein sollte, würde dies voraussetzen, dass es auf eine Initiative des Landrats Valentin von Łebiński hin errichtet wurde. Dabei muss es nicht unbedingt für ihn selbst, sondern könnte – was wahrscheinlicher ist – für den Pächter des Vorwerkes Stecklin erbaut worden sein, denn Łebiński besaß bereits auch andere Güter, darunter das seiner Familie gehörende Dorf Kölln (poln. *Kielno*) in der Kaschubei.

Gleichzeitig besteht freilich eine nicht unerhebliche Wahrscheinlichkeit, dass das Gebäude auf die ersten deutschen Eigentümer zurückgeht, denn als das Gut 1829 von Johann Alsen übernommen wurde, war es nicht mehr verpachtet und gehörte auch nicht länger zum Rokoschiner Güterkomplex. Der Erwerb eines eigenständigen Anwesens könnte durchaus den Anlass gegeben haben, dort ein neues Wohnhaus zu errichten und den Hof umzugestalten. Es sei auch darauf hingewiesen, dass auf der sogenannten Schrötter-Karte (von der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert) der Gutshof westlich des heutigen, direkt an der von Rathsdorf kommenden Straße, liegt. – Nach den verfügbaren Befunden scheint es somit, als ob sich das Geheimnis der Entstehungszeit nur durch eine dendrochronologische Untersuchung der ältesten hölzernen Konstruktionselemente lüften ließe, die es ermöglichte, genau zu bestimmen, ob die beim Bau verwendeten Bäume vor oder nach 1829 gefällt wurden.

WECHSELNDE EIGENTÜMER MIT WECHSELHAFTEM GLÜCK

Alsen begann, die Belastungen des erworbenen Dorfes Stecklin abzulösen, starb aber bereits 1831, so dass die Verwaltung von seiner Witwe, Christine Friederike, geb. Sippold, übernommen wurde. Zwei Jahre später stuften die preußischen Behörden den Besitz als Rittergut ein, wodurch den Eigentümern gewisse Steuerprivilegien eingeräumt wurden. 1850 erwarben Carl Theodor Sigismund Rehefeld (1800–1869) und seine Frau Auguste, geb. Naebershaus, (1811–1856) Stecklin für einen Kaufpreis von 28.000 Thalern. Nach Rehefelds Tod und einer längeren Feststellung und Abwicklung des Nachlasses trat im Jahr 1873 eine tiefgreifende Veränderung ein: Der einheitliche Besitz von fast 715 ha wurde aufgelöst, und es entstanden zwei getrennte Besitzungen: das Rittergut (nun »Stecklin I«) mit seinem Herrenhaus aus Lärchenholz und einer Fläche von etwa 573 ha, an das ausschließlich das Jagdrecht gebunden war, und eine ca. 142 ha umfassende Besitzung, die den Kern des späteren »Stecklin II« (poln. *Szteklinek*) bildete.



Lage der Güter STECKLIN I und STECKLIN II
auf einer polnischen Karte aus dem Jahr 1925

QUELLE: WOJSKOWY INSTYTUT GEOGRAFICZNY (WIG) 1925

Das Rittergut und das Vorwerk gingen auf Rehefelds beide Kinder, den Sohn Oswald Nathanael Sigismund (1849–1897) und die Tochter Minna Louise Charlotte über. Oswald hatte den militärischen Rang eines Leutnants inne und bewirtschaftete den Hof. Im Jahr 1874 wurde er zum Standesbeamten der Amtsbezirke Summin (poln. *Sumin*) ernannt, und sechs Jahre später avancierte er zum Stellvertretenden Amtsvorsteher. 1884 wurde er schließlich zum alleinigen Besitzer des Guts. Die dekorative gusseiserne Balustrade des Haupteingangs und der gemauerte Getreidespeicher neben dem Herrenhaus dürften auf Oswalds Initiative hin entstanden sein, könnten aber auch schon auf seinen Vater zurückgehen.



Die gusseiserne Veranda des Herrenhauses
(Aufnahme aus den 1930er Jahren)

Das massiv verschuldete Rittergut wurde 1896 gerichtlich versteigert. Etwa 150,5 ha Land wurden von der Meliorationsgenossenschaft zu Bietau (poln. *Bietowo*) erworben. Das herrschaftliche Haus,

die Wirtschaftsgebäude und den Rest der Ländereien mit einer Gesamtfläche von circa 422,5 ha kaufte die NATIONAL-HYPOTHEKEN-KREDITGESELLSCHAFT zu Stettin. Sogleich begann man mit der Parzellierung, wobei eine Reihe neuer Höfe und ein Schulbau-Fonds mit einem Vermögen von 5.000 Mark geschaffen wurden. Zum Hauptgut gehörte danach noch einer Fläche von ca. 221,12 ha. In diesem Zuschnitt wurde es 1897 an Teofil Bielecki (1865–1951) aus Bobau (poln. *Bobowo*) verkauft. Er verfügte über Mittel für Investitionen. So entstand z. B. am Haupteingang des Herrenhauses ein überdachter Eingangsbereich, und im Jahr 1902 errichtete der neue Besitzer ein Schulgebäude. (An dieser Stelle befindet sich heute das Gebäude Zielonogórska-Straße 13, das zu einer Ferienanlage gehört.)

Dass das Anwesen einem Polen in die Hände gefallen war, blieb der Preußischen Ansiedlungskommission selbstverständlicherweise nicht verborgen, und sie bekundete von nun an ihre Absicht, die Ländereien ihrerseits zu erwerben. Dazu kam es jedoch nicht, da Bielecki begann, Teile seines Besitzes in Eigenregie zu parzellieren, so dass die noch zum Gut gehörende Fläche bis 1911 letztlich auf etwa 30,55 ha gesunken war. Dieser deutlich verkleinerte landwirtschaftliche Betrieb mit dem Herrenhaus wechselte bis zum Ende des Weltkrieges noch zweimal die Eigentümer. 1913 wurde er von Johann und Anastasia Krefft übernommen, und 1918 folgten ihnen Julius Ossowski aus Groß Schiewitz (poln. *Śliwice*) und dessen Frau Konstanze, geb. Rytlewski, nach.

VON 1920 BIS 1989: IM STRUDEL DER EREIGNISSE

Mitte der 1920er Jahre wurde der Gutsbezirk aufgelöst und das Schulgebäude von der neu gegründeten Dorfgemeinde Stecklin übernommen, weil die Subventionen ausliefen, nachdem Westpreußen 1920 in den wiedergeborenen polnischen Staat eingegliedert worden war und der Besitzer des Restguts nicht mehr in der Lage war, die Anforderungen an die Instandhaltung der Schule zu erfüllen. 1927 erwarben Johannes und Bertha Rose den Besitz und verkauften ihn 1935 wieder, und zwar an Josef Michałowski und dessen Frau Helena, geb. Palacz.

Nach dem Ausbruch des Krieges wurde das Ehepaar mit seinen Töchtern Christina, Antonina und Maria durch den ortsansässigen



Die Familie Michałowski auf der
Treppe zur Veranda (Foto vor 1939)

gen volksdeutschen Landwirt Berthold Friedmann, der kommissarisch als Ortsvorsteher von Stecklin eingesetzt worden war, aus dem Herrenhaus vertrieben. Im Sommer 1940 trat der Landwirt Hermann Ziemer (1883–1956) aus Bordzichow (poln. *Borzechowo*) als Betriebsleiter an seine Stelle. Er war verheiratet mit Selma, geb. Meyer (1887–1953). Deren beider Tochter Luise, verh. Witte, übernahm während der Kriegsjahre die Aufgaben der Ortsvertrauensfrau des Dorfes.

Im Jahr 1944 wurde das Herrenhaus mit dem umliegenden Grundbesitz formal vom Großdeutschen Reich – vertreten durch den Reichsführer-SS Heinrich Himmler, in seiner Funktion als »Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums« (RKFDV) – beschlagnahmt. – Aufgrund eines Gerichtsurteils erhielt Helena Michałowski das Gut 1945 zurück, und elf Jahre später gewann sie dank einer Erbschaftsverfügung auch den Anteil ihres verstorbenen Mannes hinzu. Nach ihrem Tode im Jahr 1959 wurde das Erbe ihrer Tochter Christina zugesprochen, die ihrer Mutter gemeinsam mit ihrem Ehemann Konrad Węsierski bis dahin bei der Bewirtschaftung des Hofes geholfen hatte.

Während der historischen Periode, in der die Landwirtschaft sowjetisiert wurde, waren die Zeiten aufgrund der antikulakischen Propaganda und der Zwangskollektivierung äußerst schwierig. Da sie nicht über die Mittel für notwendige Renovierungen verfügte, übertrug Christina Węsierski den Hof 1974 gegen die Zahlung einer Rente an den Fiskus. Ein Jahr später wurden sowohl das Herrenhaus als auch der Getreidespeicher, der Kuhstall und die Scheune in das oben bereits erwähnte Denkmalregister eingetragen. Aus verschiedenen Gründen, zu denen eine zwischenzeitliche Plünderung des Anwesens gehört, wurde das Gebäude-Ensemble dann aber nicht vom OŚRODEK OCHRONY DÓBR KULTURY W GDAŃSKU, dem Zentrum für Kulturgüterschutz in Danzig, übernommen.

Die Gemeinde beschloss, die historischen Gebäude und die angrenzenden Grundstücke mit einer Gesamtfläche von 2,32 ha vom übrigen Grund des Anwesens zu trennen, und verkaufte diesen neu zugeschnittenen Besitz im Jahr 1981 an Thomas Padlewski und seine Frau. Im selben Jahr wurde die Scheune durch einen Sturm zerstört. Da die neuen Eigentümer kurze Zeit später nach Kanada auswanderten, nahmen Włodzimierz und Janina Padlewski, die Eltern bzw. Schwiegereltern, den Hof in Obhut. Der Vater, Professor an der Kunstakademie in Danzig, beantragte erfolgreich eine Subvention und führte eine Generalrenovierung des Herrenhauses durch, um es vor dem weiteren Verfall zu retten. Eine der wichtigsten Änderungen war die Ersetzung der leichten Vorbaukonstruktion durch einen Portikus sowie der Bau einer Terrasse mit einer massiven Arkade an der Südseite.

Im Jahr 1994 erwarb Albin Ossowski (1922–2018), ein Londoner Unternehmer, der ehemals Soldat der Polnische Heimatarmee gewesen war, den Gutshof, der um eine Park- und Gartenanlage auf eine Fläche von nunmehr 5,66 Hektar vergrößert wurde. In seiner



Ostfront des Herrenhauses mit dem rückseitigen Gebäudeeingang (Montage mit zwei Fotos aus dem Dezember 1975)

QUELLE: A. KOLECKI, SZTEKLIN. DWOREK. SERWIS FOTOGRAFICZNY. 44 FOTOGRAFIE, NARODOWY INSTYTUT DZIEDZICTWA, SIGN. P/04677



- a *Ansicht des Hauses nach der Renovierung (Aufnahme aus dem Juni 1993)*
 b *Portikus über dem Haupteingang des Herrenhauses (Aufnahme um 1993)*
 c *Die Terrasse an der südlichen Giebelseite des Hauses (Aufnahme aus dem Juni 1993)*

FOTOS A UND C: ARCHIW PIOTR KOWALSKI - FOTO B: ARCHIW DER FAMILIE LISTEWNIK

Zeit erhielten die weiß getünchten Holzfassaden des Herrenhauses ihre heutige weiß-braune Farbgebung. Albins Erben verkauften das Anwesen im Jahr 2022 schließlich an die heutigen Eigentümer Krzysztof und Ewa Szefer aus Lubichow. Der Park und der Garten werden heute für touristische Zwecke und für ortsnahe Freizeitaktivitäten genutzt. Das Herrenhaus selbst bietet Gästezimmer und dient als Ort für Workshops, geschäftliche Veranstaltungen oder Familienfeiern (<https://www.dworekszteklin.pl/>). Für das alte Herrenhaus aus Lärchenholz ist jüngst somit ein ganz neues Kapitel seiner Geschichte aufgeschlagen worden. **st**

Der vorliegende Beitrag fußt auf folgendem polnischsprachigem Aufsatz des Autors: »*Dworek modrzewiowy w Szteklinie – badania historyczne*« [Das Herrenhaus aus Lärchenholz in Stecklin – Historische Forschung], in: *Zasoby Wojewódzkiego Urzędu Ochrony Zabytków w Gdańsku* [Hilfsquellen des Woiwodschaftsamtes für Denkmalpflege in Danzig], 2024, S. 8–31.

IN DEN BLICK GENOMMEN

Susanne Beyer

Kornblumenblau

München: DVA, 2025

»Kornblumenblau« – ein Buchtitel, der an Sommer, an Schönheit und Unbeschwertheit denken lässt, auch an die Kornblume als Symbol des Lebens, und wer sich in der populären Musikgeschichte auskennt, erinnert sich vielleicht an den Schlager gleichen Titels aus den 1930er Jahren. Für Susanne Beyer bedeutet die Titelwahl ungleich mehr: Ihr Großvater, so hieß es in der Familie, habe als Chemiker in seiner Doktorarbeit die synthetische Herstellung des blauen Farbtönen untersucht. Ein Naturwissenschaftler, der sich mit dieser hübschen Farbe beschäftigt, erschien der Enkelin sympathisch und poetisch, und erst Jahrzehnte später beginnt die Journalistin eine intensive Recherche, um dem Familiengeheimnis um ihren Großvater auf die Spur zu kommen.

Mein Großvater wurde in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs erschossen. Er war kein Soldat, kein Offizier, er hat überhaupt nicht gekämpft in diesem Krieg. Umgekommen ist er trotzdem, und damit fängt das Geheimnis schon an.

Gleich zwei Versionen dieses Todes existieren in der Familie, welche kann stimmen? Und wer war dieser Mann, von dem erzählt wurde, er sei besonders ehrlich und verlässlich gewesen, ein Chemiker, der nicht in der NSDAP war, kein Nazi? Susanne Beyer, recherchégeübt, tastet sich Schritt für Schritt vor, lässt ihre Leser an ihren Überlegungen, ihren Fragen und Sorgen teilhaben. Der 1906 in Düsseldorf geborene Wilhelm studierte nach dem Ersten Weltkrieg Naturwissenschaften, spezialisierte sich auf Chemie – wegen der guten Zukunftsaussichten oder aus echter Neigung? – und promovierte 1933 bei Walter Dilthey, einem namhaften Fachmann für Pflanzenfarben. Erste Irritationen ergeben sich, als die Enkelin in einer Kopie der Dissertation keinerlei Hinweis auf das Kornblumenblau findet, von dem doch in der Familie immer erzählt worden war. Sollte das eine Deckerzählung gewesen sein, um zu vertuschen, woran der Großvater wirklich gearbeitet hatte?

Ab 1937 war er im AMT FÜR DEUTSCHE ROH- UND WERKSTOFFE beschäftigt, das 1939 in REICHSAMT FÜR WIRTSCHAFTSAUSBAU umbenannt wurde. Das Amt koordinierte sechs Jahre lang die Pläne des größten deutschen Chemiekonzerns der Zeit, der I. G. FARBEN, und sorgte dafür, dass die Rohstoffe, die im Krieg benötigt wurden, hergestellt bzw. die Entwicklung und Forschung synthetischer Ersatzstoffe vorangetrieben wurden. In diesem Bereich investierte der NS-Staat, die Bedeutung fossiler Ressourcen für militärischen Erfolg im Blick, massiv. Der Aufbau staatlicher Stellen korrespon-

dierte mit einer geringer werdenden Zahl nicht-staatlicher Unternehmen, so dass praktisch alle Chemiker in irgendeiner Form für den Staat arbeiteten.

Die I. G. FARBEN, seinerzeit das viertgrößte Unternehmen der Welt mit vielfältigen Aufgaben und Verflechtungen, war spätestens ab 1937 mit Kriegsvorbereitungen befasst. Für die Reifen der Wehrmachtsfahrzeuge, aber auch für Dichtungen und für die Umarmelung der Laufrollen von Panzern wurde Gummi benötigt. Naturkautschuk, der erforderlich gewesen wäre zur Herstellung, war nicht in beliebiger Menge zu importieren. Die Chemiker setzten auf synthetischen Kautschuk, der aus dem Gas Butadien und dem Element Natrium hergestellt wurde, die I. G. FARBEN hielt das Patent auf diese Formel, der Begriff »Buna« wurde geboren.

Susanne Beyer, die bislang geglaubt hatte, ihr Großvater habe sich beruflich mit Pflanzenfarben beschäftigt, muss darüber hinaus erkennen, dass es eine Verbindung zwischen dem Chemiker und dem KZ Auschwitz gab: Die I. G. FARBEN begann 1941 in Auschwitz ein Werk zu bauen, ab 1942 wurde wegen des erhöhten Bedarfs an Arbeitskräften in der Nähe das firmeneigene KZ Buna-Monowitz errichtet. Auch wenn der Großvater nicht persönlich dort gewesen sein sollte und 1941 niemand im Reichsamt das verheerende Ausmaß der Vernichtung ahnen konnte, das von diesem Ort ausgehen würde, musste jeder gewusst haben, wie es in einem Konzentrationslager zugeht. »Und wer Zeuge eines Unrechts ist, wird auch Teil dieses Unrechts, selbst wenn er das Unrecht nicht selbst bewirkt hat«, konstatiert die Autorin und erinnert mit den Worten des Zeitzeugen – und späteren italienischen Schriftstellers und Chemikers – Primo Levi, der elf Monate auf der Buna-Baustelle ausharren musste, daran, dass die Arbeit in Auschwitz III nicht nur grausam, sondern zudem sinnlos war:

Buna ist hoffnungslos. [...] Wie noch zu berichten sein wird, kam niemals auch nur ein einziges Kilogramm synthetischen Gummis aus der Fabrik von Buna, um die sich die Deutschen vier Jahre lang mühten, und in der wir, unzählbar, litten und starben.

Der Chemiker-Großvater war seinem Arbeitgeber als »unentbehrlicher Spezialist« so wichtig, dass er ihn wiederholt vom Wehrdienst freistellen ließ, und wurde in der Endphase des Krieges, als die Entwicklungsabteilung des Reichsamtes im brandenburgischen Kloster Lehnin ein Ausweichquartier fand, dorthin beordert. Ende April 1945 bezahlte Wilhelm bei der Ankunft russischer Truppen auf dem Klostersgelände für die Tätigkeit im Amt mit seinem Leben. Im Unterschied zum vorliegenden Text erzählt Susanne Beyer nicht entlang der Daten und Fakten der Biografie ihres Großvaters, sondern blättert dem Leser den detaillierten Verlauf ihrer Spurensuche auf, stellt sich wiederkehrenden Fragen und Zweifeln, reflektiert die eigenen »blinden Flecken«, zeigt ihre Bereitschaft, sich emotional nicht vereinnahmen zu lassen, ohne dies jedoch gänzlich verhin-



Susanne Beyer

Kornblumenblau

München: DVA, 2025

240 S., Hardcover, € 22,-

ISBN 978-3-421-07042-5

dern zu können. Das Geheimnis um den Tod des Großvaters aufzulösen, ist nicht mehr ihre vorrangige Aufgabe; die Autorin erkennt, dass imaginative Vergangenheit wirkmächtiger ist als dokumentarische Faktizität – und wie sehr sie selbst mit ihren eigenen Scham- und Schuldgefühlen den Opfern des Nationalsozialismus gegenüber durch Familiengeschichte und -geheimnisse geprägt worden ist. Der Gedanke, eine Nachfahrin eines »Täters« zu sein, beschäftigt die Journalistin derart, dass sie ihn mit besonders differenzierter Recherche und Rückversicherungen zu bannen sucht. Und die Einsicht: »Geschichte setzt sich im Kleinen – in den Familien – und im Großen – in der Politik – immer fort, und sowohl die psychologische als auch die historische Forschung zeigt, dass es sich bewährt, zu verstehen, was sich da fortsetzt«, bezieht Susanne Beyer nicht nur

auf sich, sie bietet in ihrem Buch den Leserinnen und Lesern, die die eigene Familiengeschichte (besser) verstehen wollen, zahlreiche praktische Hinweise, Quellen und Adressen, damit sie individuelle Recherchen vornehmen können, angefangen vom Erstellen eines Familienstammbaums bis zu Ratschlägen für Zeitzeugengespräche.

Das Kornblumenblau, von welchem jahrzehntelang die Rede war, repräsentiert das Leben des Großvaters nicht, resümiert Beyer, doch die Kornblumenblüte, die sich aus kleinen, einzelnen Blüten und mehreren Farbnuancen zusammensetzt, kann als Symbol verstanden werden dafür, dass sowohl der Blick aus der Distanz als auch der aus unmittelbarer Nähe ihre Berechtigung haben und das Beharren auf der einen, richtigen Sichtweise nicht zielführend sein wird. **st** *Annegret Schröder*

Merethe Lindstrøm

Nord

Berlin: Matthes & Seitz, 2023

Die Rezension einer Publikation über Flucht und Vertreibung vermag im Magazin *Westpreußen* schwerlich zu überraschen, denn Vorstellungen von entsprechenden Neuerscheinungen werden dort mit einiger Regelmäßigkeit berücksichtigt. Das schmale, aus der skandinavischen Gegenwartsliteratur stammende Büchlein, auf das hier die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll, erfasst diese Thematik aber in einer besonderen Weise, denn jenseits aller individuellen Schicksale und konkreten Ortsbestimmungen richtet es einen ungewohnten, eigenwilligen Blick auf das Leben von flüchtenden Menschen – und verspricht dadurch eine gleichermaßen herausfordernde wie spannende Lektüre.

Seit über zwanzig Jahren werden in Deutschland gelegentlich Romane der Norwegerin Merethe Lindstrøm verlegt, einer in ihrem Heimatland mehrfach ausgezeichneten Schriftstellerin, die 1963 geboren wurde und in jüngeren Jahren auch als Rocksängerin – nicht zuletzt in Berlin – künstlerisch erfolgreich war. Der jetzt vorliegende Roman, der mit seinem kargen Titel *Nord* kaum Spuren legt, wurde in der Originalsprache bereits 2017 veröffentlicht; dass er nun, sechs Jahre später, auch dem deutschen Buchmarkt erschlossen worden ist, könnte dafür sprechen, dass die politischen und auch militärischen Entwicklungen der jüngsten Zeit international einen größeren Resonanzraum für solch ein ungewöhnlich gestaltetes, höchst brisantes Werk eröffnet haben.

»Der Junge saß auf einem Baum.« Mit dieser lapidaren Feststellung führt der jugendliche Ich-Erzähler den Leser unvermittelt in das Romangeschehen ein. Irgendwann muss der Junge dann heruntergeklettert sein und trottet hinter dem älteren Begleiter her, rüdig wie ein Hund. Von nun an ziehen die beiden, Gespenstern gleich, gemeinsam des Weges, abgemagerte Gerippe in Kleiderfetzen gehüllt, die »längst Haut geworden, kaum zu entfernen« sind; verzweifelt und hemmungslos suchen sie nach Essbarem, nach etwas zu trinken. Sie irren durch eine unbekannte, vom Krieg verwüstete und verwaiste Landschaft, durch Rauch und Trümmerlawinen, vorbei an Häuschen, »zusammengesackt wie ein Säufer in seinen Lumpen«; sie finden Schutz in den undurchdringlich dunklen Wäldern, in einer Kirche, in einer verlassenen Villa oder in Ruinen, »besichtigen die Kulisse einer vergangenen Stube«, in der die



Merethe Lindstrøm

Nord

Berlin: Matthes & Seitz, 2023

202 S., gebunden, € 22,-

ISBN 978-3-7518-0092-1

Tassen auf dem Tisch noch ebenso an die ehemaligen Bewohner gemahnen wie die Kleider, die an einer Leine flattern, inzwischen staubig und von der Sonne ausgebleichen.

Allgegenwärtig sind die Zeugnisse von Zerstörung, Verfall und Gewalt, mitunter zu grässlichen Bildern erstarrt: Männer, auf Zäunen aufgespießt, dann die alte Frau, vor der Scheune sitzend und ihre Stickerei friedlich in Händen haltend; der Mund ist aufgerissen, ein Pfahl hat den Körper von oben durchbohrt: »Geh einfach, schau nicht hin«, möchte der Erzähler herausschreien. Diese Schreckensszenarien werden untermalt vom furchteinflößenden Dröhnen der immer wiederkehrenden Kampfflieger, »diese scharf geschnittenen Silhouetten vorm Himmel, mit dicken Bäuchen und vollen Gedärmen, die sich über den Berghängen entleeren«; die Hände um den Schädel gekrallt, werfen sich die Jungen auf den Boden, verharren zitternd im Matsch, bis der »abscheuliche Gesang« vorüber ist.

Während die Leser dem Ich-Erzähler über verworrene Wege und durch ein Labyrinth von Gefühlen folgen, erschließt sich ihnen allmählich, wenngleich nur äußerst bruchstückhaft, aus wenigen schillernden Mosaiksteinen ein schemenhaftes Bild des siebzehnjährigen Jungen: Nachdem man ihn eines Vormittags aus seinem Klassenzimmer entfernen ließ – wohl aufgrund der auffälligen Deformierung seiner Schulterblätter, durch die er als Krüppel diskreditiert wird und die als sein einziges signifikantes Merkmal ein Leitmotiv des Romans bildet –, wird er in ein Sammellager »im Osten« verschleppt. Gebrandmarkt durch eine Tätowierung und von der Faust eines Wachmanns halb taub geschlagen, verlässt er zum Kriegsende mit einer Marschkolonnen das Lager. Nach Wochen gelingt es ihm, zu fliehen, und er versucht, sich auf eigene Faust in seine Heimat nach »Nord« durchzuschlagen.

Jenseits dieser spärlichen Informationen bleibt vieles im Nebulösen verborgen, Zeiten und Orte lassen sich nicht konkretisieren – ein Dorf, das dem Flüchtling kurzfristig Unterschlupf gewährt, trägt bezeichnenderweise den Namen »Welcherweg« –, das Kriegsgeschehen selbst wird weder thematisiert oder geschichtlich

eingeorde­net noch werden seine Akteure benannt – wie auch die Protagonisten ihrerseits namenlos, ihrer Identität beraubt bleiben. Eindeutigkeit und Sicherheit schenkt ihnen allein ein Kompass, denn nur ihm können die Flüchtenden trauen, und sein Verlust trifft sie sehr hart.

Demgegenüber steht als Sinnbild für das Irisierende, Ambivalente beispielhaft jene zart beleuchtete Szene, während derer sich der »Junge vom Baum« an einem verborgenen See gleichsam wie in einem Traum vor den Augen des Ich-Erzählers in ein Mädchen verwandelt: Die Eltern hatten ihrem Kind die Haare abgeschoren und es in Männerkleider gesteckt, um das Mädchen vor gewalttätigen Soldaten zu behüten; später entzieht sich dieser »Junge« im Schutz eines hohen Baumes der drohenden Rekrutierung. Der Ich-Erzähler ist irritiert und zärtlich berührt, zugleich aber tief betroffen von der immer wiederkehrenden Erkenntnis, dass nichts als verlässlich gelten kann, vieles scheinbar in einem Schwebestand verharrt. Dasselbe vermag er auch bei dem Mädchen synästhetisch zu spüren: »Ich höre ihre Gedanken, dass sie nirgends zu Hause ist, nicht im Wald oder am Meer. Nicht in Nord. Dass sie wie Staub ist. Ununterbrochen in Bewegung.«

Eine Folge von Absätzen und gestaltenden Weißräumen geben dem Roman von Merethe Lindström seine prägende Form und gewähren ihrer Hauptfigur Zeit und Raum, sich gedanklich frei und assoziativ zwischen Vergangenen, der Gegenwart und dem Sehnsuchtsort »Nord« zu bewegen. Von Respekt und tiefer Empa-

thie erfüllt, verleiht die Autorin dem jungen Mann exemplarisch für alle Getriebenen, der Heimat Beraubten, von Krieg und einem erbitterten Überlebenskampf Gezeichneten – wann und wo dieses Unrecht auch immer geschehen sein könnte – ihre Stimme, um nicht zuletzt in feingesponnenen Sprachbildern auch von einer bewundernswerten, die eigene Würde bewahrenden Resilienz zu zeugen: Allen widrigen Umständen zum Trotz vermag der Ich-Erzähler die Einzigartigkeit und Schönheit eines Augenblicks wahrzunehmen, »sobald das Licht den Himmel flutet, so lautlos wie man Rahm in eine Schüssel gießt«; oder wenn er beobachtet, wie in dem schützenden Gemäuer von einem Sockel »eine Art winziger Klöppelspitze aus Bläschen von Spinneneiern« hängt und in »feuchten Ritzen versunken ein Teppich aus Pilzfäden« sein darf, ebenso wie auch das Efeu, denn »das Außen wächst nach Innen, nichts steht still, das Haus ist ein Wesen, so wie der Weg und der Wald mit seinen unbeirr­baren Bäumen«.

Wenn der Protagonist glaubt, endlich die Grenze hinüber nach »Nord« erreicht zu haben, doch wegen fehlender Papiere zurückgewiesen wird; wenn er mehrmals vergeblich versucht, wie ein Tier durch ein Loch unter dem Zaun in sein Heimwehland zu gelangen, sein Schicksal sich aber wieder ins Ungewissen zu wenden droht, – spätestens dann berührt die Lektüre dieses außergewöhnlichen Romans von Merethe Lindström diesseits der angestrebten Allgemeingültigkeit durch seine beklemmende Aktualität.

st Ursula Enke

Oma Lotti

Die späte, steile Medienkarriere einer hochbetagten Westpreußin

Als Deutschland im vergangenen Jahr der Fußball-Europameisterschaft entgegenfeuerte, lauerten viele Fans auf Spots, in denen einzelne Spieler für den Kader der Nationalmannschaft benannt wurden. Nicht nur die Liebhaber dieses Sports, sondern auch viele andere Fernsehzuschauer amüsierten sich dabei über einen kuriosen Einspieler, in dem eine ältere, weißhaarige Dame im offiziellen Trikot die Nominierung von Jonathan Tah verkündete. Bereits vor diesem breitenwirksamen Auftritt kannte allerdings schon mehr als eine halbe Million Menschen »Oma Lotti«, weil sie seit Monaten »viral ging« und ein Star auf TIKTOK, INSTAGRAM und YOUTUBE mit zigtausend, vermutlich vorwiegend jugendlichen Followern geworden war. Die Nachricht von ihrem Tode, am 10. März dieses Jahres, löste dementsprechend in den Medien – vor allem im Netz – große Anteilnahme aus.

Wer aber war »Oma Lotti«? Der leicht niederpreußische Klang ihrer Sprache lässt unschwer eine ostdeutsche Herkunft erahnen. Und tatsächlich erfährt alle Welt, dass sie am 8. April 1931 in Danzig geboren wurde und kriegsbedingt mit der Familie aufs Land flüch-

ten musste, wo ihre Eltern auf einem Bauernhof für Broterwerb und Unterkunft arbeiten konnten. Aus der Ferne hat sie miterlebt, wie ihre Heimatstadt bombardiert wurde und Feuersbrünste ausbrachen; sie sah die hartgefrorenen Toten vor dem Krankenhaus der Stadt. Auch wenn sie nicht zu sehr hungern mussten, war das Leben für sie und ihre vier Geschwister hart. Sie erinnert sich, wie sie fürs Heizen eigenhändig Bretter aus Scheunen gerissen hat, weiß aber auch noch, dass der ungeliebte Vater selbstsüchtig ihre Schlafdecke gegen eine Handvoll Tabak versetzte. Unvergesslich war zudem das bedrängende Erlebnis, eines Tages – glücklicherweise – zu spät zum Unter-

richt in die Schule gekommen zu sein, dort aber keine der Mitschülerinnen mehr anzutreffen: Sie waren alle abgeholt worden, niemanden hat sie je wiedergesehen. Nicht zuletzt weiß sie von einer persönlichen Begegnung als Achtjährige mit Hitler zu berichten, alle hätten gejubelt, aber sie habe ihn nicht gemocht: »Er hat gestunken – vom Toben«, das war ihr einziger Kommentar. Schließlich gelangte die junge Frau Lotti nach Hamburg, heiratete und zog zwei Kinder groß; immer noch selbstständig, lebte sie dort hochbetagt bis zu ihrem Tode – von einem Pflegedienst betreut.

Dessen rührigem und medienaffinem Chef Rashid Hamid ist es zu verdanken, dass er seine, wie er stets betont, freundschaftlichen Begegnungen mit Oma Lotti – durchaus auch werbewirksam – fürs Netz inszeniert und Oma Lotti mit ihrer Lebensgeschichte berühmt gemacht hat: sowohl in den zahlreichen Videoclips als auch in jener Publikation, die jetzt als Bestseller den Buchmarkt erobert. Es sei, so schreibt Hamid, unglaublich spannend gewesen, was die alte Dame aus ihrer Kindheit und Jugend, über den Zweiten Weltkrieg, über Flucht und Hungersnot erzählt habe, Geschichten, von denen er in der Schule nichts gehört hätte ... Diese Botschaft hat dank ihm nun auf spektakuläre Weise den Weg in eine breite, diverse Öffentlichkeit gefunden.

st Ursula Enke



Rashid Hamid
Freundschaft kennt kein Alter

Wie Oma Lotti und alle anderen mein Leben verändert haben

Hamburg: Rowohlt, 2025
160 S., Taschenbuch, € 13,–
ISBN 978-3-499-01664-6

ALEA IACTA EST

Neue politische Realitäten und ihre Folgen für die Vertriebenenpolitik, die deutsch-polnischen Beziehungen und die deutsche Volksgruppe in Polen

Mit den Wahlen zum Deutschen Bundestag und zum Amt des polnischen Staatspräsidenten im Frühjahr 2025 sind in Berlin und Warschau entscheidende Würfel gefallen. Die daraus erwachsende Doppelkonstellation beeinflusst unmittelbar die Vertriebenen- und Minderheitenpolitik, die Kulturarbeit nach § 96 Bundesvertriebengesetz sowie die Lage der deutschen Volksgruppe in der Republik Polen – und sie hat zugleich Implikationen für Deutschlands sicherheitspolitische Rolle in Ostmitteleuropa.

Bundestagswahl 2025 und Regierungsbildung – Rückenwind für § 96 BVFG und Minderheitenförderung

Der Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD bekennt sich ausdrücklich zum »kulturelle[n] und geschichtliche[n] Erbe der Heimatvertriebenen, Aussiedler und Spätaussiedler sowie der deutschen Minderheiten in Mittel- und Osteuropa«. Neben der Zusicherung, die Bundesförderung nach § 96 BVFG »zukunftsfest zu gestalten«, werden konkret der »Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung und d[er] Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen« als zentralem Trägerelement »eine verlässliche finanzielle Basis« in Aussicht gestellt.

Eine bedeutende strukturelle Weichenstellung ist die Rückverlagerung sämtlicher Zuständigkeiten in das Bundesministerium des Innern (BMI), wodurch laut BdV-Präsident Dr. Bernd Fabritius die »Chance auf eine dringend notwendige, zukunftsgerichtete und tragfähige ›Politik aus einer Hand‹« bestehe. Fabritius selbst wurde am 28. Mai durch das Kabinett erneut zum Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten bestellt, ein Amt, welches er bereits von 2018 bis 2022 innehatte. Hierzu erklärte Bundesinnenminister Alexander Dobrindt: »Bernd Fabritius ist ein ausgewiesener Fachmann in Aussiedlerfragen und nationalen Minderheiten im In- und Ausland. Mit seiner Bestellung unterstreichen wir, dass der neuen Bundesregierung die Aussiedler- und Minderheitenpolitik ein wichtiges Anliegen ist.«

Der Koalitionsvertrag kündigt ferner die Überprüfung der Spätaussiedleraufnahme und insbesondere der Zuzugsbedingungen für nach 1992 geborene Deutschstämmige an. Im Zeichen des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine soll auch die Förderung der deutschen Minderheiten fortgeführt werden – mit besonderem Augenmerk auf die Ukraine. Ein Wermutstropfen bleibt: Die lang geforderte Reform des Fremdentengesetzes findet keine Erwähnung. Der BdV kritisiert dies als bedauerliche Leerstelle.

Polnische Präsidentschaftswahl 2025 – Geschichtspolitik »made in Danzig«

Derweil setzte sich der gebürtige Danziger Karol Nawrocki als Kandidat des rechtskonservativen Lagers in der Stichwahl am 1. Juni gegen seinen liberalen Konkurrenten durch. Agnieszka Łada-Konefał und Bastian Sendhardt sprachen in den *Polen-Analysen* (Nr. 342) des DEUTSCHEN POLEN-INSTITUTS bei der Wahl vorab von einem »Showdown«, da der Präsident mit nahezu absolutem Vetorecht die politische Agenda prägen kann.

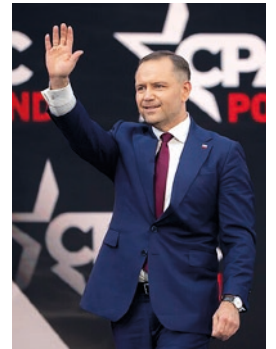
Nawrocki gilt als ideologisch gefestigter Vertreter eines nationalkonservativen Geschichtsverständnisses. Als Direktor des Museums des Zweiten Weltkrieges in Danzig hatte er eine tiefgreifende Revision der Ausstellung vorgenommen. Der bisher multiperspektivische Zugang wurde ersetzt durch eine stark heroische Inszenierung einer polnischen Opferrolle. Der von ihm installierte Schlussfilm der Ausstellung mit dem Titel *Unzerstörbar* zeigte polnische Soldaten im Stil patriotischer Actionfilme. Sein Nachfolger am Museum konstatierte, für Nawrocki sei »die Geschichte ein Schwert im politischen Kampf«.

Diese geschichtspolitische Orientierung lässt erwarten, dass künftig verstärkt symbolische Initiativen – etwa zum Thema Reparationsforderungen – lanciert und nationale Loyalität von Minderheiten eingefordert wird. Die deutsche Volksgruppe in Polen, mit Schwerpunkten in Oberschlesien und Ermland-Masuren, wird sich so womöglich auf einen enger geführten Rahmen staatlicher Förderung einstellen müssen.

Gleichzeitig birgt Nawrockis Präsidentschaft auch sicherheitspolitische Implikationen für das deutsch-polnische Verhältnis. Polen bleibt angesichts der russischen Aggression ein sicherheitspolitischer Frontstaat. Die Bundesrepublik hat bereits im Koalitionsvertrag ihre Verantwortung für Europas Sicherheit betont und sich zur Stärkung der Bundeswehrpräsenz an der NATO-Ostflanke bekannt. Ein verlässliches sicherheitspolitisches Agieren Deutschlands gegenüber den ostmitteleuropäischen Nachbarn könnte so womöglich neue Handlungsräume für ein konstruktives Verhältnis zu Warschau schaffen – etwa durch gemeinsame Erinnerungsprojekte, Stiftungsarbeit oder gezielte Jugendbegegnungen unter Einschluss der Minderheiten.

Gemeinsame Verantwortung – divergierende Perspektiven

Die Würfel sind gefallen – nun kommt es auf Geschick und Augenmaß an. In Berlin eröffnen sich unter dem neuen Koalitionsvertrag klare Chancen: Die Kulturarbeit nach § 96 BVFG wird finanziell gesichert, die Rolle des Aussiedlerbeauftragten gestärkt und die Minderheitenförderung im europäischen Kontext verankert. In Warschau hingegen wird nun unter einem Präsident zu regieren sein, der Geschichte zur politischen Waffe zu machen sucht. Für die deutsche Volksgruppe bedeutet dies wachsendes Misstrauen auf offizieller Ebene.



Von Danzig nach Warschau – Polens neuer Präsident Karol Nawrocki



Der Koalitionsvertrag verspricht eine Stärkung von § 96 BVFG – gute Aussichten auch für das WESTPREUSSISCHE LANDESMUSEUM.

Die deutsch-polnischen Beziehungen werden damit nicht einfacher, aber auch nicht chancenlos. Wenn Berlin seine sicherheitspolitische Verantwortung ernst nimmt und kulturelle sowie zivilgesellschaftliche Brücken aktiv stärkt, kann aus der aktuellen

Konstellation ein stabiles Fundament für das Zusammenleben im östlichen Mitteleuropa entstehen. Dabei ist die Vertriebenenpolitik mehr als Erinnerungspflege: Sie ist – im besten Sinne – europäische Zukunftsgestaltung. **st** Tilman Asmus Fischer

Für Heimat, Freiheit und Menschenrechte

Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2025 für Vitali Klitschko

Die Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTEIBUNGEN hat am 3. Juni Dr. Vitali Klitschko, den Bürgermeister der ukrainischen Hauptstadt Kyjiw, mit dem Franz-Werfel-Menschenrechtspreis ausgezeichnet. Bei dem feierlichen Festakt in der Paulskirche in Frankfurt am Main wurde er vor rund 650 Gästen geehrt.

Bundesverteidigungsminister Boris Pistorius würdigte den Preisträger in seiner Laudatio: »Vitali Klitschko hat sich entschieden, Verantwortung zu übernehmen – für seine Heimat, seine Brüder und Schwestern in der Ukraine, für Freiheit und für Menschenrechte.«

Er sei »ein Vorbild für alle Ukrainerinnen und Ukrainer, für uns alle«. Sinnbildlich stehe er »für alle Menschen, die trotz allem den Glauben an Frieden und Freiheit nicht verlieren«. In seiner Rede verwies Pistorius ebenfalls darauf, dass der Weg zur und der Erhalt der liberalen Demokratie, von Einheit und Freiheit eine dauerhafte Herausforderung sei und immer wieder verteidigt werden müsse – jeden Tag von jeder und jedem von uns.



Dr. Vitali Klitschko bei seiner Dankesrede zur Verleihung des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises 2025

Für den in Belowodsk (Sowjetunion, heute Kirgisistan) geborenen Klitschko, der seit 2014 das Amt des Bürgermeisters der ukrainischen Hauptstadt Kyjiw bekleidet, hat der Preis einen hohen Stellenwert, wie er in seiner Dankesrede betonte: »Die Auszeichnung steht für alle Einwohner Kyjiws, für das ganze ukrainische Volk.« In diesem Zusammenhang erinnerte Klitschko daran, dass es jeden Tag Angriffe gibt, bei denen täglich Ukrainerinnen und Ukrainer ver-

letzt werden und sterben – Soldaten und Zivilisten. Wie dieser Krieg endet, werde über die ganze Zukunft Europas entscheiden. »Aber wir stehen gemeinsam Seite an Seite, wir kämpfen weiter für Freiheit und für unsere Stadt, für die Zukunft der Ukraine. Ich bedanke mich herzlich für die Hilfe und Unterstützung Deutschlands für unser Land.«

Zum Schluss des Festaktes mahnte Staatsminister a. D. Peter Beuth, der den erkrankten Stiftungsvorsitzenden Dr. Christean Wagner vertrat: »80 Jahre Frieden in Deutschland und den meisten europäischen Staaten könnte viele in dem Irrglauben der Selbstverständlichkeit eines friedlichen Miteinanders bestärken. Frieden ist aber leider nicht selbstverständlich.« Friedensfähigkeit setze Verteidigungsfähigkeit voraus: »Hier können und müssen wir von der Ukraine lernen. Dieses Land ist eindrucksvolles Vorbild an Mut, am Ende auch das eigene Leben für das eigene Land einzusetzen.« Auch deshalb gebe es kaum einen würdigeren Preisträger als Dr. Vitali Klitschko.

st ZgV/TAF

Polen und die »Kultur des Südens«

Marek Cichockis Plädoyer für eine Neuorientierung

Der polnische Politologe, Historiker und Philosoph Marek Cichocki ist bekannt und renommiert als konservativer Denker zur europäischen Geschichte und Integration. Sein vorliegendes Buch *Nord und Süd* – bietet »Texte zur polnischen Geschichtskultur« und bildet eine fundierte historiographische, philosophische, manchmal theologische und schließlich sehr politische Auseinandersetzung mit Polens Verortung in Europa. Das Werk ist eine Sammlung von Essays, die verschiedene Themen der polnischen

Geschichte und Identität beleuchten. Die einzelnen Texte bauen AUF EINANDER auf und ergeben gemeinsam ein kohärentes Bild von Cichockis Thesen zur kulturellen und geopolitischen Rolle Polens. Der Autor fordert mit seiner Perspektive konventionelle Zuordnungen heraus, indem er die Einordnung Polens in das gängige Ost-West-Schema in Frage stellt und stattdessen die prägende Rolle des Südens betont.

Cichocki entfaltet den Gedanken, dass der Osten für Polen oft eine Quelle der Zerstörung gewesen sei, während der Westen – insbesondere in Gestalt Deutschlands – die

polnische Identität gefährdet habe und weiterhin gefährde. Eigentlich sei es demgegenüber der Süden, die römischen und italienischen Traditionen, die Polen tiefgreifend geformt und es von einem Land am Rande Europas zu einem zentralen Bestandteil der europäischen Kultur entwickelt hätten.

Im einleitenden Text »Die verborgene Landkarte Europas« entwirft der Autor die Vision eines Polen, das im geographischen und kulturellen Schnittpunkt Europas liegt. Das folgende Kapitel, »Magister Vincentius«, beleuchtet die historische Figur des Bischofs und Chronisten Vincentius Kadłubek (ca. 1150–1223), dessen Werke, wie Cichocki darlegt, tief in die polnische – nach Süden hin ausgerichtete – Identität eingewoben seien.

Anschließend vertieft der Verfasser unter der Überschrift »Die römische Form«

die Diskussion um die kulturelle Prägung Polens durch italische Vorbilder. In der Abhandlung »Vom schwarzen Kanzler« beschreibt er anhand der aus seiner Sicht vielleicht entscheidendsten Figur der polnischen Geschichte – Jan Zamoyski (1542–1605) – die durch Vorbilder wie Venedig und die Römische Republik inspirierte demokratische Adelsrepublik des 16. Jahrhunderts als Höhepunkt der polnischen Staatskunst.

Im Kapitel »Smolensk. Verfluchte Erde« reflektiert Cichocki die komplizierte und oft tragische Beziehung Polens zum Osten, insbesondere zu Russland. Im abschließenden Essay »Die deutschen Hegemonen« beschreibt er, sich dem Westen zuwendend, die verschiedenen Versuche Deutschlands, Polen nach eigenen Vorstellungen zu (ver-)formen, und kritisiert polnische Politiker und Denker aus Geschichte und Gegenwart, die Polen an Deutschland orientieren wollten und weiterhin wollen.

Die Essenz des Buches liegt in der Betrachtung der *Rzeczpospolita* im 16. Jahrhundert, die nicht so sehr wegen ihrer Macht oder geographischen Ausdehnung bewundert wird, sondern vielmehr dafür, dass sie als eine demokratische Adelsrepublik gegründet wurde, die sich an den kulturellen und politischen Idealen Italiens orientierte: »Was damals im 16. Jahrhundert mit uns geschah, war demnach ein großer Sieg der Idee über die Notwendigkeit« (S. 108). Die Gründung der Adelsrepublik stelle »einen imponierenden und enthusiastischen Eintritt in die mediterrane Kultur, die Kultur des Südens« (S. 111) dar und sei als Antwort auf die europäische Revolution durch Humanismus, Reformation und Buchdruck zu verstehen. Dabei verschließt der Autor jedoch nicht die Augen vor den systemischen Defiziten und den gescheiterten Reformversuchen der *Rzeczpospolita*.

Die tiefgehende Verbindung Polens zur mediterranen Welt, besonders begründet durch die Studienaufenthalte der angehenden polnischen Elite im venezianischen Padua, veranschaulicht eine bewusste kulturelle Entscheidung, die die Identität der vormodernen Adelsnation entscheidend geprägt habe. Cichocki betont, dass ohne diese »starke italienische und lateinische Verzweigung« (S. 186) die *Rzeczpospolita* nicht zu verstehen sei. Diese Verbindung sei so tief, dass das Polentum seine kulturelle Identität verlieren würde, sollte es die »lateinische Form« nicht bewahren können.

Daran anschließend thematisiert Cichocki kritisch die jüngere Geschichte und den politischen Wandel Polens im Jahr 1989, für den er einen Mangel an Mut und Freiheitssinn konstatiert, wie sie noch bei den Vorfahren im 16. Jahrhundert vorhanden gewesen seien: »Mein Gott, hätten wir 1989 auch nur ein Fünkchen vom Mut und Freiheitssinn unserer damaligen Vorfahren besessen, es könnte heute alles anders sein, nicht unbedingt besser zwar, aber zumindest nach unserer Façon« (S. 109).

In seiner Kritik an der westlichen Moderne – insbesondere an den postmodernen und liberalen Strömungen, die er für die europäische Kultur als bedrohlich ansieht – fordert Cichocki, bei der Rückbesinnung auf die römische Antike »unentwegt Versuche zur Rettung und Erlösung der römischen Form [zu] unternehmen – ohne dies gibt es keine europäische Kultur, und damit auch kein Polentum« (S. 104). Er warnt vor einer »Tyrannei der allgemeinen Bürokratie« und der »Allgegenwart internationaler, das Irrationale der Märkte perfektionierender Konzerne« (S. 105). Der postmoderne Liberalismus westlicher Prägung sei schließlich ein »Irrweg«, »den es so schnell wie möglich aufzugeben gilt, um wieder eigene Lebensformen zu schaffen und anzuwenden, indem wir uns auf das oberste Prinzip der europäischen Kultur gründen: die Abwandlung der römischen Form« (S. 105).

Die vorliegende Schrift bietet einen fesselnden Einblick in die polnische und europä-

sche Geistesgeschichte, der den Leser zum Nachdenken und zur Kritik anregt. Des Verfassers leidenschaftlicher Schreibstil und die Bereitschaft, mutige Thesen zu formulieren, erfrischen und fordern heraus.

Trotz der vielen Stärken des Buches gibt es allerdings einige kritische Punkte, die nicht unerwähnt bleiben sollten. Cichockis idealisierte Darstellung des Römischen Reiches als einer vornehmlich friedlichen und am Gemeinwohl orientierten Macht blendet die brutalen Aspekte der *Pax Romana* und deren durch Blut und Eroberung erreichte Ordnung aus, was in einer Glorifizierung der römischen Rechtsordnung zum Ausdruck kommt: »Am Guten und am Gemeinwohl ausgerichtet, erlaubte sie es, die Annahmen der stoischen und später auch christlichen Ethik in die Praxis umzusetzen, und machte den Menschen zu mehr als nur einem jämmerlichen oder räuberischen Tier« (S. 82).

Auch die Verwendung des antiken »Barbaren«-Konzepts und anderer wissenschaftlich antiquierter Begrifflichkeiten erscheint problematisch; so heißt es zum Beispiel über die Zeit der Völkerwanderung: »Am schlimmsten waren selbstverständlich die unbezähmbaren Hunnen« (S. 84). Zudem zeigt sich in Cichockis Umgang mit Quellen eine gewisse Lockerheit, etwa wenn er literarische Werke zur Illustrierung historischer Ereignisse heranzieht.

Nord und Süd endet mit einer Reihe politischer Reflexionen, die besonders für viele Leser in Deutschland herausfordernd sein dürften; er warnt vor einem neuen deutschen Hegemoniestreben unter linksliberalen Vorzeichen, das er als Bedrohung für die kulturelle und politische Souveränität Polens sieht: »Der deutsche Genius ist endgültig erwacht, um seiner Lieblingsbeschäftigung zu fröhnen: dem Aufbau eines noch besseren, großartigeren und neuen Europas mit seiner großartigen neuen Hauptstadt Berlin« (S. 271).

Abschließend sei angemerkt, dass das Buch trotz einiger Setzfehler exzellent übersetzt und lektoriert wurde, was die Lektüre zusätzlich bereichert. Cichockis tiefgehende Einsichten in die polnische Vergangenheit und Gegenwart machen das Werk insgesamt für alle, die sich für die historische, kulturelle und politische Verflechtung Polens in Europa interessieren, zu einer wichtigen und empfehlenswerten Lektüre.

st Vincent Regente

Erstveröffentlichung: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung (Zfo), 74 (2025), S. 65ff.; auch online verfügbar unter: <https://www.zfo-online.de/portal/zfo/article/view/11617/11505>



Marek Cichocki

Nord und Süd. Texte zur polnischen Geschichtskultur

Aus dem Polnischen von Hans Gregor Njemz (Polnische Profile, Bd. 10)

Wiesbaden: Harrassowitz, 2020

VI, 296 S., € 24,90

ISBN 978-3-447-11516-2



Andrey Gurkov

Für Russland ist Europa der Feind. Warum meine Heimat mit dem Westen gebrochen hat

Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2025; 288 S., geb., € 24,00 – ISBN 978-3-462-00728-2

Andrey Gurkovs Blick auf sein Heimatland ist so analytisch wie schonungslos. Der gebürtige Moskauer und in Köln lebende russische Journalist geht in seinem Buch den historischen, kulturellen, politischen und massenpsychologischen Gründen dafür nach, dass sich Putins imperiale Komplexe und aggressive Wunschträume in der Breite der russischen Gesellschaft als mehrheitsfähig erweisen. Dabei kommt er

zu einer eindringlichen Warnung vor der illusorischen Erwartung, es könne nach einem Ende des Ukrainekrieges eine Wiederherstellung früherer Beziehungen Deutschlands bzw. Europas zu Russland geben – die russische Gesellschaft sieht sich längst nicht mehr als Teil der europäischen Wertegemeinschaft, Europa ist zum Feindbild geworden.



Felix Bohr

Vor dem Untergang. Hitlers Jahre in der »Wolfsschanze«

Berlin: Suhrkamp 2025; 298 S. mit zahlr. Abb., Hardcover, € 30,00 – ISBN 978-3-518-43218-1

Durch das Attentat, das von Stauffenberg dort am 20. Juli 1944 auf Hitler verübt wurde, ist die »Wolfsschanze« vielen geläufig. Kaum bekannt sind demgegenüber aber die Bedingungen, unter denen sich das Leben im »Führerhauptquartier« über knapp dreieinhalb Jahre vollzog. Diesen Alltag mit seinen Routinen und Konflikten rekonstruiert der Autor auf der Basis von Zeitzeugnissen und bislang unveröffentlichten Do-

kumenten. Bei seinen Schilderungen geht er detailliert der Frage nach, wie die zunehmend chaotischen Verhältnisse und die paranoide Atmosphäre in dem abgelegenen Komplex die dort getroffenen Entscheidungen beeinflussten, und bietet eine präzise Analyse der obersten Ebene des NS-Regimes, die zwischen Teestunden und Waldspaziergängen das deutsche Menschheitsverbrechen plante.



Oliver Hilmes

Ein Ende und ein Anfang. Wie der Sommer 45 die Welt veränderte

München: Siedler, 2025; 288 S., Hardcover, € 25,00 – ISBN 978-3-8275-0189-9

Das Porträt des Sommers 1945 – ein großes Gesichtspanorama: Die »Großen Drei« bestimmen auf der Potsdamer Konferenz den Gang der Geschichte, und die Berliner Hausfrau Else Tietze bangt um das Leben ihres Sohnes. Der US-Soldat Klaus Mann spürt Nazi-Verbrecher auf, und in Berlin plant Billy Wilder eine Komödie über das Leben in den Ruinen. Cafés und Restaurants öffnen ihre Türen, und der Rotarmist

Wassili Petrowitsch wird von deutschen Kindern um Brot angebetelt. In vielen Geschichten und Szenen, die von Berlin nach Tokio führen, von München nach Paris oder von Bayreuth nach Moskau, fängt der Autor die einzigartige Atmosphäre dieser Zeit der Extreme ein. In den vier Monaten von Mai bis September bricht die alte Welt zusammen, und eine neue tut sich auf.



Jochen Buchsteiner

Wir Ostpreußen. Eine ganz gewöhnliche deutsche Familiengeschichte

München: dtv, 2025; 288 S., Hardcover, € 26,00 – ISBN 978-3-423-28470-7

»Es war der 26. Januar 1945. Der Krieg in Europa sollte noch mehr als drei Monate toben, aber für meine Großmutter ging, wie für die meisten Ostpreußen, die alte Welt schon jetzt zu Ende.« – Den detaillierten Fluchtbericht seiner Großmutter nimmt der Autor zum Ausgangspunkt dieses Buches, in dem er persönlich, aber unsentimental den Weg der Gutsbesit-

zerfamilie in den Westen verfolgt und einen aktuellen Blick auf die deutsche Vergangenheit wagt. Dabei spürt er dem Verlust nach, der nicht nur den Betroffenen entstanden ist, und entwirft ein Portrait der fast vergessenen deutschen Provinz, die in ihrer Tragik, aber auch in ihrer historischen und kulturellen Einzigartigkeit sichtbar wird – als verdrängter Teil unserer nationalen Identität.



Szczepan Twardoch

Die Nulllinie. Roman aus dem Krieg

Berlin: Rowohlt Berlin, 2025; 256 S., geb., € 24,00 – ISBN 978-3-737-10209-4

Als einer von wenigen westlichen Autoren ist der aus Schlesien stammende Autor immer wieder an die Front in der Ukraine gefahren. Er brachte Material, war unterwegs mit Soldaten, sah die Schrecken des Krieges, war in Gefahr. Seine Erfahrungen hat er zu einem Roman verdichtet, in dem er den gegenwärtigen Krieg in Europa mit bestechender Authentizität erfahrbar macht: An vorderster Front, der Nulllinie, bekommen

Brüderlichkeit und Mut eine neue Bedeutung, Vernunft weicht der Intuition, Aberglaube dem Wissen. Es gibt Freiwillige und solche, die nie kämpfen wollten, und als einzige Verbindung zur alten Welt das Internet über Starlink; und der Held des Romans, Koń, der sich freiwillig zur ukrainischen Armee gemeldet hat und bald mit der harten Wirklichkeit konfrontiert wird, beginnt allmählich zu ahnen, dass dieser Krieg für ihn nie enden wird.

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e. V.

Die Stellvertretende Vorstandsvorsitzende
Brigitta Schuch (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:
IBAN : DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC : WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@magazin-westpreussen.de)

Redaktion:
Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@magazin-westpreussen.de) /
Redaktionsleiter;
Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@magazin-westpreussen.eu) /
Ressort PANORAMA;
Tilman Asmus Fischer (t.fischer@magazin-westpreussen.de) /
Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;
Ursula Enke (u.enke@magazin-westpreussen.de) /
Text- und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:
Peter Neumann (Troisdorf) und Adrian Roman Wojtaszewski
(Gdańsk) für Danzig, Bartosz Skop (Malbork) für Elbing, Marek
Dziedzic (Malbork) für Marienburg, Zuzanna Foss (Toruń) für
Thorn und Kujawien-Pommern

Verlags- und Redaktionsadresse:
Westpreußen-Verlag
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61
sekretariat@magazin-westpreussen.de
www.magazin-westpreussen.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserzuschriften:
leserpost@magazin-westpreussen.de

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:
Mediengestaltung Kohlhaas, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN : 0043-4418

Auflage: 750 Exemplare

**Westpreußen / Begegnungen mit einer europäischen Kultur-
region** erscheint alle drei Monate (im März, Juni, September und
Dezember). Der Bezugspreis beträgt halbjährlich oder jährlich
€ 18,- bzw. € 36,- sowie im Ausland jährlich € 40,-. Für
Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug ein Vorzugspreis
von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Landsmann-
schaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines entsprechenden
Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder jährlich € 36,-
bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-. Für Privatpersonen in
Polen gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und
zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7 % enthalten. Bestellungen beim Verlag. Der
Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei Monaten zur
Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres gekündigt werden. Bei
Nichtbelieferung bestehen im Fall höherer Gewalt keine
Ansprüche gegen den Verlag. Mit Namen oder Kürzeln gezeichne-
te Artikel geben nicht in jedem Falle die Meinung des Verlages
oder der Redaktion wieder. Nachdruck nur mit Genehmigung des
Verlages. – Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Dr. Alexander Kleinschrodt studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte
und Germanistik; er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zu-
dem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Von
2018 bis 2023 Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft, seitdem
Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Martin Koschny M. A. leitet seit April 2024 das Westpreußische Landesmu-
seum kommissarisch. Bis dahin war er seit Februar 2017 Wissenschaftlicher
Mitarbeiter der Abteilung für Osteuropäische Geschichte des Historischen
Seminars der Universität Münster. An derselben Universität hatte er zuvor
ein Lehramtsstudium in Geschichte, Sport, Mathematik und Katholischer Re-
ligion sowie ein anschließendes Masterstudium in Geschichtswissenschaft
absolviert. In den Jahren 2022/23 und 2023/24 arbeitete er als Mitglied bzw.
als Vorsitzender des Stiftungsrates in der Kulturstiftung Westpreußen mit.

Dr. Peter Paziorek übernahm nach dem Abschluss des Jura-Studiums eine
Reihe von kommunalpolitischen Leitungsaufgaben. Von 1990 bis 2007 ge-
hörte er für die CDU dem Deutschen Bundestag und von 2005 bis 2007 zudem
als Parlamentarischer Staatssekretär der Bundesregierung an. Von 1993 bis
2008 war er Vorsitzender der Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung (OMV)
der CDU NRW und bekleidete von 2007 bis 2011 das Amt des Regierungs-
präsidenten von Münster. Der westpreußischen Wurzeln seiner Großeltern
ist er sich stets bewusst geblieben, setzt sich intensiv mit der Geschichte der
preußischen Provinz am Unterlauf der Weichsel auseinander und beteiligte
sich als Mitglied des Stiftungsrates viele Jahre lang intensiv an der Arbeit der
Kulturstiftung Westpreußen.

Karol Plata-Nalborski M. A. stammt aus Dirschau, hat an der Nikolaus-Ko-
pernikus-Universität zu Thorn den Studiengang Öffentliche Verwaltung ab-
solviert und unternimmt mikrohistorische Forschungen zur Geschichte von
Liegenschaften und Gebäuden wie z. B. zur Windmühle in Dirschau oder zu
Vorlaubenhäusern in Rosenberg und Danzig-Guteherberge. Seine beiden
bislang veröffentlichten Monographien widmen sich den Freimaurerlogen
in Pr. Stargard, Culm, Schwetz und Dirschau (2020) sowie der Geschichte der
Dörfer Baldau, Kniebau und Zeisgendorf (2024).

Dr. Vincent Regente ist Historiker und Leiter der Abteilung EU & Europa der
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT E. V. in Berlin. Er studierte Geschichte, Sozialwissen-
schaften und Public History in Berlin, Wien und Warschau. Seine Arbeits-
schwerpunkte sind Angewandte Geschichte und die Geschichte Ostmittel-
europas. In seiner 2020 veröffentlichten Dissertation beschäftigt er sich mit
Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkrieges,
deren europäischer Diskursgeschichte sowie ihrer Materialisierung in ver-
schiedenen Museen.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik,
zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin
an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat
der Kulturstiftung Westpreußen.

ANZEIGE



shop.westpreussische-gesellschaft.de



FOTO: STIFTUNG DENKMAL / UWE NEUMÄRKER

Als die Holocaust-Überlebende und hochgeehrte Zeitzeugin Margot Friedländer am 9. Mai starb, nahm die Öffentlichkeit großen Anteil daran und würdigte das Wirken dieser bewundernswerten Frau noch einmal auf vielfältige Weise. Demgegenüber fand der Tod des zweieinhalb Wochen zuvor verstorbenen Walter Frankenstein, der 1924 im westpreußischen Flatow geboren wurde, in den Medien eine vergleichsweise geringe Resonanz, wenngleich auch er – während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Berlin untergetaucht – den Terror der Judenverfolgung überlebt hatte und in späteren Jahren intensiv im In- und Ausland als Zeitzeuge auftrat.

Dass Walter Frankenstein weiterhin gedacht wird, ist wesentlich der tiefen Erinnerungsarbeit zu verdanken, die die STIFTUNG DENKMAL FÜR DIE ERMORDETEN JUDEN EUROPAS erbringt. Dies ist besonders hilfreich, weil die Biographie des Verstorbenen zugleich an die wechselhafte Geschichte der Juden in Westpreußen gemahnt, die gerade in den südwestlichen Kreisen der früheren Provinz einen deutlichen Niederschlag gefunden hat: Der 1772/73 erstellte »Kontributionskataster« dokumentiert beispielsweise, dass sich der Anteil der Juden an der Einwohnerschaft von Flatow zu dieser Zeit auf mehr als die Hälfte belief.

Auch wenn die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde im Laufe des 19. Jahrhunderts schon stark gesunken war, wurde noch Ende der 1870er Jahre auf dem früheren Friedrichsplatz, dem späteren Krautmarkt, eine neue, prachtvolle Synagoge errichtet. Vielleicht hat der 13-jährige Walter Frankenstein dort seine Bar-Mizwa feiern können – ein Jahr später aber, noch vor der Reichspogromnacht, wurde der sakrale Bau gesprengt.

2003 ließ der Bürgermeister der Stadt die Konturen dieses Gebäudes auf dem Platz, der nun den Namen von Ignacy Jan Paderewski trägt, kenntlich machen. Dort, wo sich die Apsis befand, erschließt eine dreisprachige Inschrift, in Polnisch, Hebräisch und Deutsch, den Passanten die Bedeutung des Viertels. Seither hält dieser Grundriss die Erinnerung an die jüdische Gemeinde wach, indem er – wie einer der »Schatten von Hiroshima« – schmerzhaft die brutale Kraft der Vernichtung zu erkennen gibt und bewusst werden lässt, dass diese Kultur beklemmenderweise restlos untergegangen ist.

✚ Erik Fischer